

Preis 1.20 M

Der Querschnitt

Amerika
heute



XII. Jahrgang, Heft 8
Ende August 1932
Im Propyläen-Verlag

Das Millionenbaby

Für König

für Männer!

Um 1580 zieht durch deutsche Lande der edle Herzog Heinrich von Liegnitz. Spielt, säuft, frißt, randaliert, brüllt, wird schließlich vom Kaiser abgesetzt. Er ist der Held in

Alfred Neumanns

„NARRENSPIEGEL“

einem tragikomischen Spiel, gestaltet auf der schmalen Schneide zwischen Orgie und Schwermut, zwischen Herrenwillen und uneingestandener Vasallentreue, Gepränge und Geldnot, Witz und Wissen, unbändigem Leben und der Totengruft. Ein derbes Buch, saftig und voll männlichen Humors! Es liegt bereits im 33. Tausend vor und ist in jeder Buchhandlung für 4 Mark 80 (Ganzleinen), 3 Mark 50 (broschiert) zu haben.

DER PROPYLÄEN-VERLAG

KUNST *und* AUKTIONEN



Galerie · Verlag
Graph. Kabinett

NEUMANN-NIERENDORF

Berlin W 10, Königin-Augusta-Str. 22 (Potsd. Brücke)

Gemälde alter Meister

**GALERIE
FRITZ ROTHMANN**

Berlin W 10, Viktoriastraße 2

Zeitgenössische Kunst

Heckel, Kirchner, Klee, Otto Müller, Nolde u. a.

**GALERIE
FERDINAND MÖLLER**

Jetzt: Berlin W 10, Lützowufer 3

Gemälde
moderner Meister

GALERIE WEBER

Berlin W 35, Derfflinger-Straße 28

Bevor Sie nach Frankreich reisen

lassen Sie sich durch das
**Verkehrsbüro
der Französischen Eisenbahnen**

**Nord - Staat - Paris/Orléans
Köln, Unter Fettehennen 19**
kostenlos beraten über
Reiseverbindungen
Fahrpreise und
Fahrpreisermäßigungen
Hotelunterkunft usw.

Sie erhalten dort Fahrschein-
hefte nach allen Stationen in
Frankreich und alle ermäßigten
Fahrtausweise, wie z. B. Hin-
und Rückfahrkarten, Bäder-
fahrkarten, Familienfahrkarten,
Ausweiskarten, Gruppenfahr-
scheine für Schul-, Sport-, Stu-
dien- und Gesellschaftsfahrten.

Verlangen Sie Prospekte für Ihre Reise!

Folgen Sie unserm Rat, Sie sparen Geld!

PILOT

3x4 cm



mit Biotar 1:2,0
Mk 252.-

**Mattscheiben-
Reflex-
Springkamera**

Verlangen Sie  kostenl. Druckschrift Q1
KAMERA WERKSTÄTTEN
GUTHE & THORSCH DRESDEN, Bärensteiner-Str. 514



Untergang am Überfluß!

Riesenhafte Weizenvorräte, Obst in Hülle und Fülle, eine Baumwollernte, die den Jahresbedarf der ganzen Welt übersteigt — aber ein unsichtbarer Zaun trennt die Esser von der Speise, die Käufer von der Ware. Das ist heute Amerika! 12 Millionen Arbeitslose (eher zu niedrig als zu hoch geschätzt) sind dem langsamen Verhungern preisgegeben oder leben ein Leben, von dem selbst wir im armen Europa uns keine Vorstellung machen können. Kein Land ist so aus den Fugen wie Amerika, und wer es vor drei Jahren gesehen hat, würde es nicht wiedererkennen! Wie es jetzt drüben aussieht, zeigt das neue Buch von A. E. Johann „Amerika, Untergang am Überfluß“.

! Ein erschütternder Bericht!

Überall für 4 Mark (broschiert) und 5 Mark 50 (in Ganzleinen) zu haben. Verlag Ullstein.

DER QUERSCHNITT

XII. Jahrgang

Berlin, Ende August 1932

Heft 8

INHALT

<i>A. Alexandre: U.S.A. 1932</i>	537
<i>Julien Green: Vorurteile gegen Amerika</i>	543
<i>Alva Johnston: Kastenwesen in Amerika</i>	544
<i>Theodor Dreiser: Amerikas Angst vor Kommunisten</i>	549
<i>E. R. Wembridge: Negerinnen vor Gericht</i>	551
<i>Rom Landau-London: Begegnungen mit Titanen</i> .	554
<i>Ernst Lorsy: Worüber staunt Amerika?</i>	557
<i>H. L. Mencken: Ueber unsere Journalisten</i>	561
<i>Walther Kirchoff: Als Zeitungsmann in Amerika</i>	565
<i>Paul Morand: Brennende Alphabete</i>	565
<i>Weare Holbrook: Amerikanische Landschaft</i>	566
<i>Alfred Stern: Amerika philosophiert</i>	567
<i>H. H. Stuckenschmidt: Amerika komponiert</i>	574
U.S.ABC	579

Marginalien:

Ankunft in der amerikanischen Krise / Politische Köpfe / „Glamor“ — das neue Schlagwort / Die Hausordnung / Was macht New York zur größten Stadt der Welt? / U.S.-Patent Nr. 1 / Hollywood in der Krise / Wer regiert in den Vereinigten Staaten? / Chicago / Aus dem Rekordland / Die Rauschgiftseuche / Amerikanisches / Edna Ferber / Entdeckungen auf Schallplatten: Harry Richman / Bücher- und Schallplatten-Querschnitt

Umschlagbild nach einer Zeichnung von Georg Himmelfarb

Nachdruck und Übersetzung verboten / Copyright 1932 by Propyläen-Verlag G. m. b. H., Berlin

Chefredakteur: Victor Wittner

1*





U. S. A. 1932

Von

A. Alexandre

Man glaubt heute nicht mehr an Amerika. Der Durchschnittseuropäer scheint vergessen zu haben, was er noch 1929 in den Tagen der „Vorkrise“ über dies Land dachte; diese Zeit liegt für uns schon so weit zurück wie die Vorkriegszeit. Und doch sind es keine drei Jahre her, daß die Vereinigten Staaten der Welt das Schauspiel ihrer ‚Prosperity‘ boten, eines bis dahin nicht erlebten Aufschwungs und einer Revolutionierung der Industrie von ähnlicher Bedeutung wie die Umwälzung Englands im 18. Jahrhundert, der die heutige Gesellschaft ihren Ursprung verdankt. Damals hatte England die Maschine geschaffen. Jetzt entdeckte Amerika ihre rationelle Verwertung durch die Massenproduktion und die wissenschaftliche Organisation der Arbeit. Die Erfindung des James Watt hat der Welt die Gefahr des sozialen Umsturzes gebracht, die des Henry Ford schien diese Gefahr zu bannen. Der Durchschnittseuropäer, der des Westens vor allem, sah in dieser „neuen Welt“ ein Wunderland, welches sogar seine Arbeiter besser bezahlte als Europa.

Was war Wahres hinter dieser Spiegelung? Die unermesslichen Naturschätze vielleicht, verteilt auf eine verhältnismäßig dünne Bevölkerung (ein Neuntel z. B. der relativen Bevölkerungsdichte Italiens)? Dieses, und dazu in unserer Zeit das völlige Versagen des wahnsinnig gewordenen Europa, erklären am ehesten den alten Reichtum jenes Landes und seine neue Steigerung.

Dann, zur Zeit, als die Wolken bereits am Horizont standen, schrieb der hell-sichtige Volkswirt (es gibt wirklich einige solche!) *Stuart Chase* in einer Analyse des amerikanischen Aufschwungs das Folgende: „Wir behaupten eine Steigerung von 20 vH des Realeinkommens, auf den Kopf der Bevölkerung gerechnet, seit dem Jahre 1922. Schon in diesem Jahre aber hatten nach amtlicher Statistik

vier volle Fünftel der Bevölkerung Einkommen unterhalb des hygienischen und kulturellen Existenzminimums, also dreißig Millionen Amerikaner!“

Eines wurde des öfteren der amerikanischen Prosperity vorgeworfen. Sie ist *kein adeliger Reichtum*, nicht gegründet auf die geistigen Ansprüche des Körpers, kein Wohlstand von der Art des alten Athen oder Florenz. Diese amerikanische Zivilisation ist ein lärmender banaler Mechanismus. Was es überhaupt an Gedanken und Verfeinerung dort zu Lande gibt (weit mehr, als übrigens der Europäer vermutet), das geschieht sozusagen am Rande. Das wirklich Amerikanische ist häßlich, soweit es nicht durch seine Kühnheit und sein Riesenmaß etwas ist. Denn die besondere Schönheit der Wolkenkratzer oder der Brooklyn-Brücke wird man ohne Vorurteil nicht gut in Abrede stellen.

Also urteilen die Kultivierten. Was sie sagen, ist richtig, ich möchte aber doch nicht die gleichen Schlüsse ziehen. Denn mir scheinen *zu viele üble Vorurteile* mitzuspielen: fürs erste ein stupides Beharren, das sich gegen jede neue Schönheit wehrt, die bekannte klassische Theorie vom Geschmack und Ebenmaß und eine einfältige Verehrung des Veralteten. Daneben aber und vor allem stört mich an diesen Leuten die geradezu imperialistische Vorstellung: das betreffende europäische Land stehe in geistiger Beziehung hoch über Amerika. Das ist aber heute leider in keinem einzigen Land so, nirgends auf der Welt findet der Geist seine Stätte, keiner einzigen der Gegenwartskulturen kann der Intellektuelle richtig zustimmen. Nur höchstens dem neuen Rußland könnte dieser seine Gegenwartsfehler verzeihen, weil sie doch eine Zukunft vorbereiten.

Europa verdankt den Amerikanern (und zum Teil übrigens auch den Deutschen) die wunderbare neue Wissenschaft des „Betriebs“, die bis dahin unbekannte Wertschätzung des Ingenieurs, die bis nahe an die letzte Grenze gesteigerte Produktivität der Werktätigen mit der planmäßigen Ausschaltung jedes nutzlosen Nebeneffektes — mit einem Worte die ganze, ungeheure, von der menschlichen Höchstleistung aktivierte Energie. Amerika zeigt uns den Menschen, der nicht länger im Schweiß seines Angesichts schafft, der nur noch als Herr die Leistung der Tausende seiner mechanischen Sklaven überwacht. Alles das verkündet uns die „Rationalisierung“, ein herrliches Wort, eine wunderbare Erfüllung des Geistes. Hier haben wir ein Instrument der Befreiung. Jedoch — ohne die Vereinigten Staaten wäre auch der russische Fünfjahrplan unmöglich gewesen, oder doch schon unmöglich geworden.

Welch ein Vorbild ist doch dieser ungeheure Optimismus Amerikas: einhundertzwanzig Millionen Menschen im Kreuzzug gegen das Elend. Und in einem Tempo, dem bis dahin nichts gleichkam, das zu übertreffen erst die Sowjets sich anschicken. Weiß Gott, die Einzelheiten dort drüben sind nicht immer schön. Auch die Menschen sind selten interessant, sie sind ungebildet, geldgierig, banal. Doch die Bewegung reinigt das alles in ihrem Feuer, in ihrem mutigen Vorstoß nach einer neuen Zivilisation. Sie gleichen ihren Vorfahren, wie sie sich einst in das Unbekannte der Neuen Welt wagten, beseelt von der Hoffnung, den überkommenen Fluch der Armut zu überwinden. Und war einer einmal dort angelangt, so hatte er schon gewonnen.

Dann aber, an einem schönen Oktobertag des Jahres 1929, wurden alle diese Hoffnungen an der New Yorker Börse zunichte, und von dort ergriff bald die Lähmung das gesamte Leben des Landes und griff über auf alle wirtschaftlichen Vasallen Amerikas. Industrie, Handel, Banken, alles ist getroffen oder doch in Mitleidenschaft gezogen. Sechs Millionen Erwerbslose, mit anderen Worten zwanzig Millionen hungernde Menschen. Alles droht einzustürzen und den König Dollar

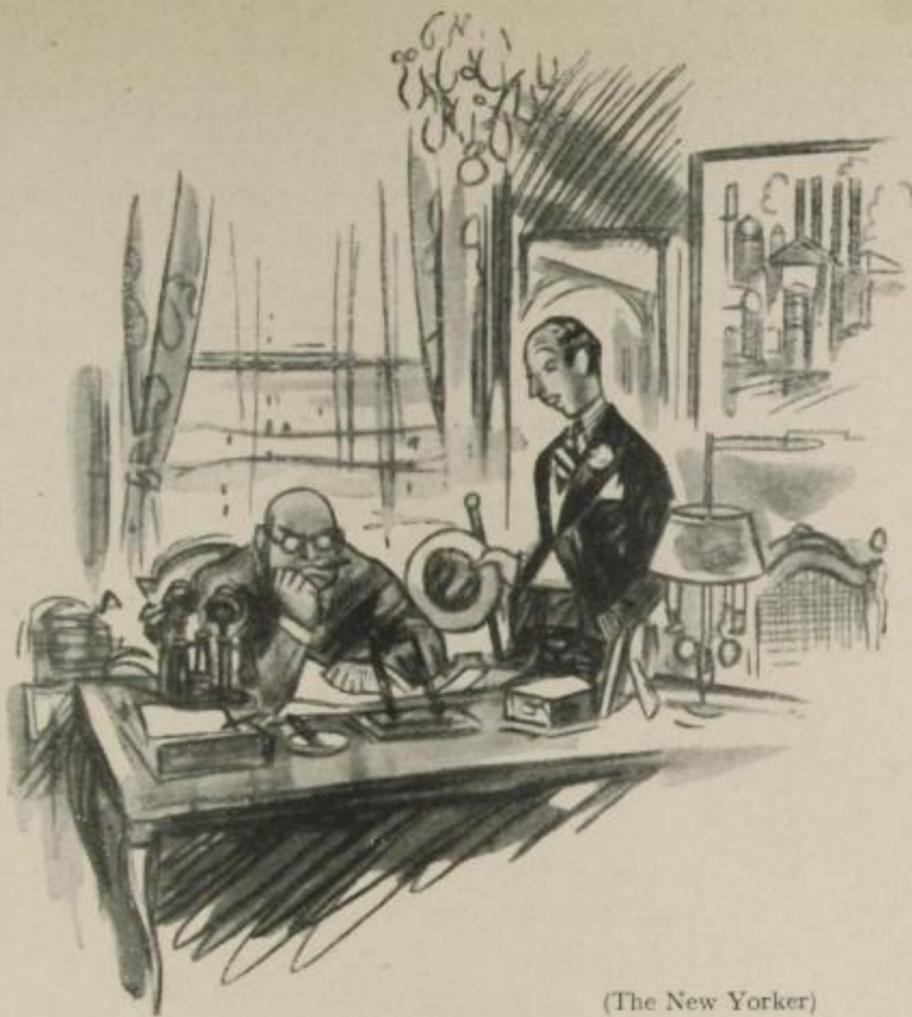
mit sich niederzureißen, ihn, den Grundstein des Heiligtums. Aber wir wollen nun auch den Pessimismus nicht übertreiben, wie zuvor den Optimismus: Der Kapitalismus wankt, aber er steht, hält sich aufrecht. Nur eines ist unwiederbringlich verloren: der Glaube an dieses Amerika, die Vorstellung, daß die amerikanischen Formeln unsere alte Welt erneuern können, daß diese überhaupt noch zu retten ist.

Ich will hier nicht die Krise zu schildern unternehmen. Ich will nur drei oder vier ihrer Grundzüge untersuchen. Was lehren uns die?

Die Ursache der Krise ist die Überproduktion. Detroit vermag jährlich sieben Millionen Automobile zu erzeugen. Der angeblich „unerschöpfliche innere Markt“ kann nur ungefähr die Hälfte davon aufnehmen. Von den 100 000 Arbeitern *Fords* sind darum gegenwärtig nur 10 000 beschäftigt. In Philadelphia und anderswo ist man auf die Herstellung von 15 Millionen Radio-Empfängern eingestellt — der Absatz beträgt drei Millionen. Und ähnlich ist es überall. Ich rede nicht von den besonderen Folgen, von der erbitterten Konkurrenz, dem idiotischen Ausmaß der Reklame, dieser aufregendsten aller Verschwendungen, nicht von dem überspannten Käuferkredit, der den vielbeneideten Lebensstandard nur als künstlich erscheinen läßt. Nicht weniger hohl war, wie man jetzt merkt, ein guter Teil der ganzen Steigerung des Nationaleinkommens.

Doch nicht die Papiere allein, auch die städtischen Grundstücke stiegen auf eine Höhe, die sich der Europäer nicht vorzustellen vermag, und dies geschah so schnell, daß die Makler geradezu in Einem kauften und wiederverkauften. Man erwarb irgendeine günstig gelegene Parzelle mit minderwertigen Gebäuden aus dem schrecklichen neunzehnten Jahrhundert Amerikas. Wollte man vielleicht eines der schönen neuen Bauwerke darauf errichten, das Grundstück so zu einem Maximum an Schönheit, Genuß und Nützlichkeit steigern? O nein, man ließ vielmehr die alten Häuser noch ein wenig verfallen, um dann, nach zehn Jahren oder auch nur drei Monaten, das Doppelte des Kaufpreises einzustreichen. Das ist ein Grund, warum die amerikanischen Städte so häßlich sind, so peinlich in ihrem Nebeneinander von ungeheuren Wolkenkratzern und den Tausenden schmutziger und mittelmäßiger Baracken zu ihren Füßen.

Spekulation ist Inflation. Vielleicht rettet jetzt die Allgemeinheit des Übels Amerika und die ganze Welt. Schon nach dem Oktoberkrach von 1929 war, so hieß es, das ganze Bankensystem binnen einigen Stunden „zahlungsunfähig“. Alle Einleger und Kommittenten in USA hätten also ihre Forderungen nicht mehr einziehen, ihre Schulden nicht mehr zahlen können. Nun, bei solchem Umfang hat das alles eben nichts zu bedeuten. Bankerott können wohl einzelne



(The New Yorker)

— Papi, sei kein Träumer!

machen — der ganze New Yorker Platz kann es nicht. Wie weit indessen auch heute noch die amerikanische Wirtschaft sich einfach durch dieses ganz allgemeine Moratorium aufrecht erhält — wer vermag das zu sagen?

Die zweite Lehre aus der Krisis ist die folgende: Die Vereinigten Staaten sind nun nicht mehr ein wirtschaftliches Neuland. Die Wirklichkeit wird sichtbar hinter den Fabeln, die wahr noch im neunzehnten Jahrhundert, jetzt nur noch Blendwerk sind. Das Land der Pioniere, das für Jeden Raum, für Jeden eine „Chance“ übrig hatte, ist verschwunden. Ein drakonisches Einwanderungsgesetz zusammen mit der Erwerbslosigkeit bewirken, daß seit zwei Jahren mehr Hände aus dem Kontinent ausgewiesen, als in Ellis Island aufgenommen werden. Die neue Welt hat sich gegen die Arbeiter Europas abgesperrt, und — dies sei bemerkt — damit zugleich ein für seine soziale Ruhe notwendiges Ventil ausgesetzt. Auch das Spiel des „selfmademan“ ist ausgespielt.

Man weist zwar noch auf die paar alten Milliardäre hin, die von unten angefangen haben, auf *Rockefeller* und *Henry Ford*, indessen gehören diese Männer der Vergangenheit an, und was jetzt ans Ruder kommt, ist das Geschlecht der Söhnchen mit dem Portefeuille. Diese Kaste ist geschlossen. Die letzten, die ihre Erfolge sich selber verdanken, sind die *Bootleggers* und dann noch die *Politiker*.

Soziologisch gesprochen, ist Amerika daran, ein Land von Pensionären, von Rentiers und Kleinbürgern, wie etwa Frankreich, zu werden. Eine ganz neue Schicht wächst auf, die auf dem Boden der Pioniere, der Selbstarbeiter nicht vorkam. Der letzte kalifornische „boom“, der seit dem Kriege jährlich hunderttausend Menschen nach *Los Angeles* gezogen hat, ist kein Phänomen sozialer Jugend, ganz im Gegenteil. Nur vielleicht *Texas* und *Oklahoma* entwickeln sich noch schnell, ähnlich wie die Städte des vorigen Jahrhunderts „gleich Pilzen“ aus dem Boden schießend. Jene kalifornischen Einwanderer sind keine Urwaldfäller, es sind schlichte Landleute und Ladenbesitzer aus dem mittleren Westen, die das ihre zurückgelegt haben und jetzt ihre alten Knochen an der Sonne des Südens wärmen wollen. Immerhin ist dieses *Los Angeles* mit seinen Kinos und seinem Petroleum noch ein aufstrebender Bezirk. Die alten Industriestädte des Ostens aber sind alle verkalkt, unheilbar dekadent geworden. Ganz *Neuengland* ist derart krank, vielleicht mehr als das alte England selber, — und beide leiden an den gleichen Übeln: Überalterung des Personals, Routine, Entferntsein von den Rohstoffen, und Wettbewerb einer jungen Industrie. Die Bezirke von Boston, Lowell, Fall Rives, New Bedford, einst mächtige Textilzentren, sind seit nahezu zehn Jahren hinsterbende Städte. Ihre Fabriken sind in den Süden abgewandert, wo die Arbeitskraft billiger ist. Mit ihren sechs bis sieben Stockwerke hohen schweigenden Ruinen, mit den geschlossenen Läden, den Erwerbslosen in ihren Straßen sind sie ein trauriges Schaustück für den Fremden. Mit ihnen verglichen, ist Lancashire von einer geradezu wunderbaren Lebenskraft.

Und die, angeblich unermesslichen, *Naturschätze*? Der neue Sieg der Vereinigten Staaten über England war größtenteils ein *Sieg des Öls über die Kohle*. In fünfzehn Jahren aber wird das Petroleum zu versiegen beginnen, und damit wird ein riesiges Stück Mauer aus dem amerikanischen Bau ausbrechen. Was wird dann der Kapitalismus dort anfangen? Was hat er denn bis jetzt angefangen? Er hat sich die Kontrolle über die Quellen von Mexiko und Venezuela gesichert, er wird dann im Inland die eingeführten Rohstoffe zu neuer Ausfuhr veredeln. Er wird seine Interessensphären schützen durch die zweitgrößte Kriegsflotte der Welt. Er wird, mit einem Wort, das tun, was England vor ihm gemacht hat! Vor fünfzig Jahren machten die gesamten gewerblichen Erzeugnisse der Ver-



New York



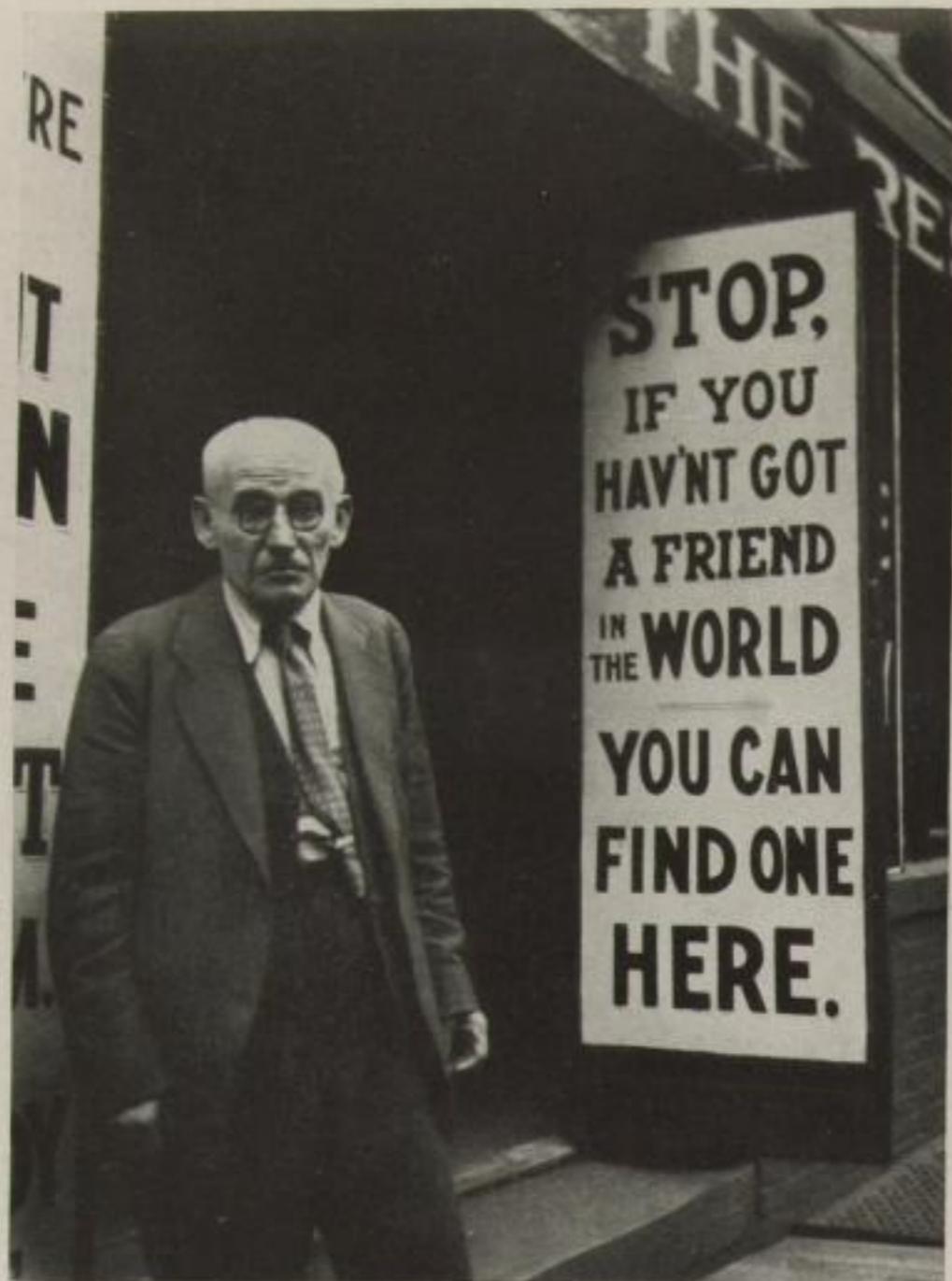
Berufsschachspieler

Casparius



Aufsichtsratssitzung

Galloway



Kirchen-Reklame

Casparius



Früher Schönheitskönigin, jetzt Evangelistin

Associated Press



Fifth Avenue

Dr. Block

einigten Staaten, Halbprodukte und Fertigwaren, nur ein Fünftel des Exportes aus, vor zehn Jahren fast die Hälfte, heute aber schon nahezu zwei Drittel. Gewiß bleibt die Union noch auf lange hinaus der große Weltproduzent in einigen, unentbehrlichen, Rohstoffen. Gegen die anderen aber, und auch auf dem Kapitalmarkt, sind sie heute bereits in der Defensive, die Konkurrenz der neuen Länder bestehen sie schlecht. So lohnt sich die Getreideausfuhr nicht mehr zu den Preisen, mit denen Rußland, Kanada und Argentinien den Markt beherrschen. Was aber wird erst geschehen, wenn alle diese Länder nun ihrerseits sich eine große Industrie geschaffen haben werden?

Dann weiterhin: Der *Klassenkampf* ist keineswegs zu Ende, auch in den Vereinigten Staaten nicht. Diese schienen nur darum das Land des sozialen Friedens, weil sie unter einer Diktatur des Unternehmertums standen, einer Diktatur, die väterlich ausgeübt wurde, wenn das ging, und notfalls mit Gewalt, in jedem Falle also absolut war. Die *Antialkohol-Gesetzgebung* ist gleichfalls nur eine Auswirkung dieser Unternehmerdiktatur: Der Arbeiter soll seinen Lohn nicht vertrinken, sondern in gewerbliche Erzeugnisse umsetzen. „Man kümmert sich heute nur noch wenig darum, ob das Trinken sündhaft ist oder nicht, oder ob der Zusatz-Artikel 18 (zur Verfassung) ein Schlag gegen die Freiheit der Person ist . . . Heute geht die allgemeine, wenn auch selten offen ausgesprochene Meinung dahin, daß sich die wirkliche Freiheit nicht auf Gesetze und Einrichtungen, sondern ganz allein auf die Erzeugung und Verteilung des Volksvermögens gründet. Wer mittellos ist, ist niemals frei. Darum hat die sogenannte Freiheit gar keinen Wert, wo sie zur Armut führt.“ Diese zynischen Worte schreibt Samuel Crowther in seinem Buch „Prohibition und Prosperity“. Crowther ist, wie in Europa wenig bekannt, Mitarbeiter an den Büchern Fords gewesen!

Immerhin war, von Dingen wie dem Fall Sacco-Vanzetti abgesehen, die Flamme des Klassenkampfes in Amerika recht niedergebrannt; die letzten zwei Jahre haben sie langsam aufflammen lassen. Trotz Hoovers Lehre von den „hohen Löhnen“ und seinen sonstigen Anstrengungen hat sich das Unternehmertum gegen die Arbeiterschaft gewendet und die Löhne durchgängig um 10—15 vH und mehr gekürzt. Die Arbeiter sind daraufhin nicht still geblieben. Das alte Ansehen des Gewerkschaftsbundes, der „American Federation of Labour“, ist fühlbar gesunken, die Partei der Sozialisten — unter der sehr gemäßigten Führung von Norman Thomas — macht Fortschritte; man redet, zum erstenmal in Amerika, von einer kommunistischen Gefahr. Diese ist freilich bis jetzt gering. Doch hat New York einige sehr bewegte Maifeiern erlebt, die von 1930 besonders, bei welchem Anlaß verzweifelte Massen Erwerbsloser alle Gegenmaßnahmen überrannt haben. New York ist, zusammen mit Chicago, das Zentrum der revolutionären Bewegungen; die Gewerkschaften der Konfektionsbranche — der wichtigsten in New York — waren eine Zeitlang bolschewistisch. Auch in Detroit haben die „Roten“ die Straße beherrscht, zwanzigtausend Menschen auf die Beine gebracht, zahlreiche Meetings veranstaltet.

Wie dem auch sei, ich sehe — und das ist die erschütterndste Lehre der Krise — das völlige Versagen des demokratischen Individualismus. *Jeder für sich!* — so lautete die Devise Amerikas. Sie war das Erbe jener Geschlechter, die zwanzig Kilometer entfernt von dem letzten Bauernhof, die Bäume des Urwalds schlügen. „Jeder für sich“ — und *Gott für alle*; es gibt ja zweihundert christliche Konfessionen und, z. B. in Philadelphia, 10 000 Kirchen und Beethäuser. Haben diese in der Krise standgehalten?

Die Wirtschaftsführer, die ganze Öffentlichkeit haben zweifellos die Sache nicht heraufkommen sehen und noch weniger begriffen; sie haben die Hände

in den Schoß gelegt, sich über alles erhaben gefühlt. Ich will nicht sagen, andere Leute hätten unbedingt besseres geleistet, schlechter aber konnte man wohl überhaupt nicht vorbereitet sein. Während zweier langer Jahre hat sich *Hoover* ganz unfähig gezeigt, irgendeinen der Krise angemessenen Plan hervorzubringen, er hat nicht einmal einzelnes zu bessern versucht. Das einjährige Weltmoratorium war eine Maßnahme für den kurzsichtigen Augenblick. Und jetzt versucht man es mit einer Art geregelter Inflation, wo doch die Inflation an alledem schuld ist! Noch hat man nichts Ernsthaftes gegen die Erwerbslosigkeit unternommen; die, überhaupt minimale, Arbeiterschutz-Gesetzgebung Amerikas hat versagt. Die Union selbst lehnt jede Intervention ab, man überläßt die Sache den Anstalten, den Kirchen, freiwilligen Beiträgen, der Volksspeisung. Welch ein Einfall war das zum Beispiel — von überwältigender Komik, wenn solche Dinge komisch wären —, die Erwerbslosen Obst oder Gemüse auf der Straße frei verkaufen zu lassen! Man hat gar keinen Plan, gar kein allgemeines Programm. Man klammert sich an den Glauben, daß es schon wieder Beschäftigung geben wird, sehr bald und dauernd, und für alle! Der grandiose Optimismus ist von der Art der auto-suggestiven Vorschriften Coués. Die bezahlten Broschürenschrreiber, die offizielle Nationalökonomie und soundso viele andere Leute wiederholen täglich, schon zwei Jahre lang, daß „die Prosperity plötzlich wie der Wind umschlagen, also wiederkommen, wird.“ Defaitismus ist verfehmt. Man versucht dem Bürger einzureden, gesteigerter Konsum sei jetzt höchste patriotische Pflicht, damit das Geld wieder in Umlauf kommt — während doch die Krise zum großen Teil die Folge der Verschwendung ist. Ich erinnere mich der lärmenden Losung „*Kaufe jetzt!*“ mit der man zwei Jahre lang den Konsum am Leben erhalten wollte. Ebenso wurde ganz ernsthaft zur Hebung der Autoindustrie das Schlagwort ausgegeben: *Für jede Familie zwei Autos*. Ein „Volkswirt“ schlug vor, alle gebrauchten Wagen gestaffelt zu besteuern, worauf die Autobesitzer sie nach wenigen Jahren abstoßen würden, auch solle man den Eintritt fremder Reise-wagen und alle Gelegenheitskäufe verbieten. Dies war in keinem Witzblatt und keiner humoristischen Sonntagsbeilage zu lesen, sondern in der offiziellen Wochenschrift „*The Nation's Business*“, im Frühjahr 1931.

Merkwürdigerweise gibt es dennoch Leute, die sich damit nicht zufrieden geben, Leute, die einzusehen beginnen, daß heutzutage auch der begeistertste Gesamtwille zum Scheitern verurteilt ist ohne einen festen Plan, mit einem Wort, daß die Kultur heute nicht mehr Blindenpfade entlang tappen kann. Der ausgezeichneteste dieser planmäßigen Denker ist der Theoretiker *Stuart Chase*. Er fordert eine geordnete, betriebswissenschaftlich gleich einem großen Industriewerk geleitete Gesellschaft, eine Gesellschaft mit dem Ingenieur an der Spitze, dem „gefesselten Prometheus unserer Zeit“, der nun endlich befreit werden muß! Dann darf nicht mehr der wüste Geschäftsmann die Wirtschaft *unordnen*, die dann auch nicht länger die Tragödie der großen Verschwendung sein wird. „Unser Schiff darf nicht länger einen Motor des zwanzigsten Jahrhunderts in einem Rumpf aus dem achtzehnten aufweisen. Das Kreditsystem muß dem Fortschritt der Technik in allen Zweigen angepaßt werden. Das große ‚Laissez faire‘ muß aufhören. Wir müssen unsere ökonomischen Mißbräuche revidieren. Wohin dies führen wird, weiß ich nicht, und das weiß auch kein anderer. Es ist dieses aber die Aufgabe unserer Zeit. Sie fordert ein solches Denken, ein Denken, das in einen Wolkenkratzer von tausend Fuß Höhe hineinpaßt. Wir brauchen den Aufschwung einer geradlinigen Energie, klare Strömungen, Werkstätten von dem Ernst der Kathedralen, und einen Feldzug gegen allen Schmutz, gegen Elend und Verzweiflung.“

Vorurteile gegen Amerika

Von

Julien Green

Als ich nach Amerika ging, geschah es mit allen Vorurteilen des Europäers: Ich dachte dort eine Rasse zu finden, die vor allem um ihr materielles Wohl besorgt wäre und sich der ganzen Literatur, der ganzen Malerei, der ganzen Musik gegenüber einigermaßen gleichgültig verhielte. Aber was ich den Amerikanern vor allem vorwarf, war, wie man in Frankreich sagt, ihre junge Rasse. In dem Übermaß ihrer Gesundheit lag etwas, das mich erbitterte, und ich haßte ihre gute Laune.

Aber was fand ich in Amerika? Beginnen wir mit dem wichtigsten: der Religion — ein Ausdruck, den ich in einem sehr weiten Sinn gebrauche. Unter den Amerikanern, denen ich begegnen durfte, habe ich nicht einen gefunden, den das Thema des seelischen Schicksals gleichgültig gelassen hätte. Ich will nicht sagen, daß sie alle an die menschlichen Ziele im Sinn des Katechismus glauben, noch daß sie sich für die Seele in derselben Weise und im selben Grad interessieren. Im allgemeinen werden die, die am weitesten von diesen Dingen entfernt scheinen, unmittelbar von ihnen angezogen als die andern. Das Laster ist an der Oberfläche; in ihrem Innersten haben sie etwas Unangreifbares; das erklärt die Harmlosigkeit vieler von ihnen, selbst im fortgeschrittenen Alter.

Der Vorwurf, daß sie eine „junge, allzu gesunde Rasse“ seien, ist ebenfalls ein Vorurteil. Man betrachte ihre Literatur. Sie besitzt nur einen sehr großen Schriftsteller: *Poe*, und das ist ein Schriftsteller der Dekadenz. *Hawthorne*, in anderer Art, ist fast ebenso morbid. *Emerson* ist der Philosoph der gelassenen Verzweiflung. *Whitman* —, ja, hat er sich durchgesetzt? Der amerikanischen Seele liegt eine große Traurigkeit zugrund, von der man sich in Europa gar keine Vorstellung macht. Die Sorglosigkeit ist nicht amerikanischer Herkunft. Das Leben präsentiert sich ihnen unter dem Gesichtspunkt einer Tragödie. Sie machen den Eindruck einer Rasse, deren Vergangenheit sie zu sehr drückt. Was täuscht, ist ihr körperliches Aussehen, ihre Liebe zum Sport, aber das sitzt nur an der Oberfläche . . . (*Aus einem Gespräch mit Frédéric Lefèvre, deutsch von Cyril Malo*)

„Summarische Antwort“

Die Veröffentlichung dieses Textes im Heft 5 (Seite 309) hat verschiedene Zeitungen zu Angriffen veranlaßt, in denen behauptet wurde, Herr Kardinal Faulhaber hätte diese summarische Antwort als Beitrag für den Querschnitt geschrieben. Wir haben bereits im Heft 7 (Seite 513) darauf hingewiesen, daß es sich — was schon aus dem Inhalt der Veröffentlichung hervorgeht — um den Text einer Drucksache handelt, die Herr Kardinal Faulhaber auf die vielen bei ihm einlaufenden Bittgesuche versendet, die er nicht einzeln beantworten kann, und daß wir uns wegen des Nachdrucks dieses Textes nicht ins Einvernehmen mit dem Verfasser gesetzt hatten. Wir bedauern, daß Herrn Kardinal Faulhaber durch diese Veröffentlichung Unannehmlichkeiten erwachsen sind.

Die Redaktion des Querschnitts

Kastenwesen in Amerika

Von

Alva Johnston

Die Vereinigten Staaten stehen, was Ahnenverehrung und Verschlungenheit des Kastenwesens anlangt, an erster Stelle unter allen westlichen Völkern. In diesem Lande entwickelte sich Genealogie zum ersten Male zu einer wichtigen Industrie. In Europa mögen die Aristokratien zusammenbrechen; hier organisieren sich die „Söhne“, „Töchter“, „Nachfahren“, „Sprößlinge“ und „Damen“ zum ersten Male in großem Maßstabe. Ihr unmittelbarer Zweck ist, der „Roten Gefahr“ zu begegnen. Die „Mayflower-Jungen“, die „Ur-Urenkel der Gouverneure aus der Kolonialzeit“, die „Cincinnati“, die „Holländischen Damen“, die „Söhne der amerikanischen Revolution“, die „Töchter der amerikanischen Revolution“ und Dutzende anderer Nachfahrenverbände halten wütende antikommunistische Versammlungen in den großen Städten ab. Zum erstenmal haben sich hier Gruppen mit Stammbaum zu einem großen politischen Block zusammenzutun versucht.

Für einen Halfcast-Amerikaner ist die Teilnahme an einer dieser antiroten Versammlungen höchst aufschlußreich; er sieht die Nachfahren unter ihren zahllosen Bannern aufmarschieren, mit ihren Rosetten, Bändern, Busennadeln, Knöpfen, Broschen und anderen Erkennungszeichen; er hört den abgetönten Applaus empörter Fingerspitzen, wenn die Redner es Stalin geben und Amerikas Gleichgültigkeit gegenüber dem roten Terror geißeln. Solange die Nachfahren von ihrem Feldzug gegen die Roten vollauf in Anspruch genommen sind, kann das Land vor den Roten wie vor den Nachfahren ruhig schlafen.

In der Aristokratie der Vereinigten Staaten gibt es drei Hauptgruppen: erstens lokale Aristokratien, hervorblühend aus dem langen Aufenthalt zahlungsfähiger Familien an ein und demselben Orte; zweitens Berufsaristokratien; und drittens nationale Aristokratien, gegründet auf die Abstammung von Leuten, die in den Kolonialzeiten oder während der Revolution eine Rolle spielten. Zur Entstehung einer alten Familie braucht es nicht viel Zeit. Es gibt alte Familien in Hollywood und wahrscheinlich sogar schon in Muscle Shoals, der Stadt an dem im Entstehen begriffenen Riesenwasserwerk. Die Vor-Petroleum-Familien haben in Tulsa, Oklahoma den unbestrittenen Vortritt vor den Nach-Petroleum-Familien. Das große Feuer von 1861 scheidet Weizen von Spreu in Chicago. In Teilen des Mormonenstaates Utah stehen Söhne und Töchter aus Vielweiberehen über Sprößlingen monogamer Familien. Ähnliche Kasteneinteilungsprinzipien findet man überall. Die Nachfahren der Mayflower-Abkömmlinge beonkeln die Mitglieder der Gesellschaft der Cincinnati, Abkömmlinge eines Offiziersordens aus dem Revolutionskrieg; diese dürfen freilich ihrerseits auf die Söhne der Amerikanischen Revolution herabblicken; die guten alten Familien, in deren Adern altes Kansasblut fließt, sehen die kleinen Leute, die nach der Großen Heuschreckenplage kamen, über die Achsel an.

Die alten Familien, und seien sie bloß zwanzig oder dreißig Jahre alt, bilden die solideste, dauerhafteste Art von Kaste. Berufsaristokratien steigen und fallen.



(The New Yorker)

Das Mädchen, das nur fünf Minuten bleiben wollte

Vornehme Fremde, die unser Land bereisen, werden gewöhnlich von Angehörigen der Patentmedizin-Kaste eingeladen; aber das Prestige der großen Gesundwurzeln-, Pflanzensaft-, Schlangenöl- und Leberpillengeschlechter ist, zum Teil infolge des Aufschwunges der großen Drogentrusts, im Verblässen begriffen. In kleineren Städten war der Grossist der Feudalherr, und die Detaillisten waren gesellschaftlich und wirtschaftlich seine Vasallen; aber beide Stände sind nun durch die Kettenläden zum Aussterben verurteilt. Andererseits bilden die berühmten Bierbrauer- und Spiritbrennerfamilien, trotz der Nachkriegsschicksale dieser Industrien, noch immer eine vornehme Kaste.

Die Schwäche der dritten Form von Aristokratie, die ihren Anspruch auf ihre Abstammung aus den Kolonialzeiten herleitet, besteht in ihrer Tendenz, sich in Unteraristokratien zu zersplittern, die sich wegen des Rechts auf den höheren Adel in den Haaren liegen. Die Kolonialdamen zerfallen in zwei Gruppen, deren beide etwas hochnäsiger auf die D. A. R. herabsehen, die Töchter der Amerikanischen Revolution. Die Nachfahren der frühen Kolonialgouverneure dünken sich etwas Besseres als die Nachfahren der späten Kolonialgouverneure usw. Bis vor kurzem haben die Meinungsunterschiede hinsichtlich der feineren Nuancen von

Ahnenverdienst diese Organisation daran verhindert, ihren vereinigten Einfluß in Angelegenheiten, die die ganze Nation betrafen, einzusetzen.

In den größeren Städten ist das Kastenwesen darüber hinaus noch kompliziert durch religiöse und Rassenfaktoren und durch ehelich erworbene Titel aus Europa und den Uferstaaten des Schwarzen Meeres. In der amerikanischen Kolonie von New York City ist die Lage überaus verwickelt. Nur ein kleiner Bruchteil der New Yorker Familien lebt seit längerer Zeit in New York City. Seit drei Jahrhunderten zeigen die älteren Bewohner dieser Stadt die Tendenz, auszuwandern, wenn neue Einwandererwellen eintreffen, und so war das Gesellschaftsleben der Stadt immer einem stetigen Wandel unterworfen. Ward McAllister versuchte, die New Yorker Aristokratie zu stabilisieren, aber seine „400“ hielten bloß eine Saison vor. Weiland Oberst Mann von den weiland „Town Topics“, in seiner Glanzzeit ein Northcliffe des Gesellschaftsjournalismus, versuchte eine feste Aristokratie zu begründen aus denjenigen, die ihm Geld liehen und es nicht zurückhaben wollten. Später verlieh ein Gesellschaftsmagazin adelige Geburt denen, die ihm für mindestens tausend Mark Aktien abkauften. „Social Register“ ist das Stammbuch der Gentry, aber leider wird es bald so umfangreich sein wie der Postversandkatalog von Sears-Roebuck; es droht nachgerade, Aristokratie für jedermann zu liefern. Trotz der Umschichtung, welche die Bevölkerung Jahrzehnt um Jahrzehnt erfährt, gibt es noch immer eine erhebliche Oberklasse in New York. Jawohl, es gibt auf dem Felsen von Manhattan Familien, die seit zwei Jahrhunderten in jeder Generation Geld geheiratet haben. Sie führten schon zur Zeit König Wilhelms und Königin Marys Pelzjägersgeld an den Altar und heirateten seither Piraten-, Sklavenhandel-, Walfischtran-, Eisenbahn-, Gold-, Silber-, Kohle-, Kupfer-, Elektro-, Auto- und Petroleumgeld mit schönem Erfolg. Vergeblich häuft der Westen, der Mittelwesten usw. Geld an, New York wird es früher oder später ja doch erheiraten. Wie ungerecht die Anklage gegen Wallstreet auch sein mag, das Land bis zum Weißbluten auszusaugen, so gerecht wird sie, wenn sie gegen den Altar der St. Thomas-Kirche erhoben wird.

Der kräftigste Anstoß zu genealogischen Forschungen kommt aus dem Mittleren und Fernen Westen. Die Pioniervorfahren der Leute dort haben oft die Spur ihrer Vettern von der Atlantischen Küste verloren. Das natürliche Interesse an diesem Gegenstand, gefördert durch das wachsende Prestige der genealogischen und patriotischen Gesellschaften, erklärt den Aufschwung der genealogischen Büchereien der Oststaaten und den erheblichen Absatz von Büchern über Genealogie und Familiengeschichte, der in dem letzten Jahre zu verzeichnen war. Genealogische Forschung wird besonders bei Personen in mittleren und älteren Jahren zur Leidenschaft. Wenn sie nicht zu ernst genommen wird, scheint sie eine prächtige Erholung zu sein. Immerhin ist sie mit gewissen Gefahren verbunden. Wenn der Ahnenjäger reichen Vorvätern auf die Spur kommt, wird er sich eines Tages fragen: „Was ist aus all dem Reichtum geworden?“ und Prozesse anstrengen. Die irrsinnigen Prozesse um die Grundstücke der Trinity-Kirche in New York, um den Küstenbesitz bei St. Johns (Neufundland), um die Drake-, Blake-, Buchanan- und andere Güter waren undenkbar ohne den Sport der Genealogie.

Man erlebt übrigens mit seinen Ahnen mitunter unangenehme Überraschungen. So glauben zum Beispiel Personen, die ein *Van* oder ein *Van der* in ihrem Namen



Vilma Kils

— Wenn Du so ergriffen zuhörst, glauben die Leute, wir sind bankrott.

haben, von adeligen Holländern abzustammen. Aber diese Partikeln bedeuten meistens nur, daß der holländische Ahn so niederen Standes war, daß er nicht einmal einen Familiennamen hatte. Als die Engländer New Amsterdam übernahmen, hatten dort die vielen Jans, Henriks und Willems oft keinen Zunamen. Allein die ordentlichen Engländer bestanden darauf, daß jeder Mensch mindestens zwei Namen haben müsse, und so nannten sich dann die Holländer nach ihrem Beruf oder ihren Herkunftsstädten. Die Einwanderer aus Hoorn, Doorn, Wyk, Winkle wurden die van Hoorn, van Doorn, van Wyk, van Winkle. Aus dem Schornsteinfeger Peter wurde Pieter de Schoorsteenveger. Ehrsame Ahnenjäger standen eines Tages staunend vor dem „scharlachroten Buchstaben“ (dem Anfangsbuchstaben des Wortes *Adultery* = Ehebruch, den die Heldin von Hawthornes berühmtem Roman „The Scarlet Letter“ schandenhalber am Kleide tragen muß, weil sie nicht sagen will, wer der Vater ihres Kindes ist). Dieser Buchstabe ist in Neuenglands Matrikeln sehr häufig und gab zu abfälligen Bemerkungen über das Geschlechtsleben der Puritaner Anlaß. Nach Charles Arthur Hoppin be-

gingen die Puritaner nicht mehr als die Durchschnittszahl von Fehlritten, sie führten bloß ihre Matrikeln ordentlicher als die anderen Kolonisten. Unkenntnis der biologischen Gesetze verleitete (immer nach Mr. Hoppin) die Puritaner dazu, ihren erstgeborenen Kindern unrecht zu tun. Wenn ein Puritaner im Juni heiratete, so wurde das Familienereignis für den März erwartet, trat es im Februar oder im Januar ein, war es ein Skandal. Die Puritaner glaubten nicht an Sieben- oder Achtmonatskinder, und Eltern, die solche in die Welt gesetzt hatten, wurden in Buße genommen. Die Gerichtshöfe der Puritaner faßten den Begriff des Ehebruchs sehr weit; der Schulfall ist der eines gewissen John Underhill, der 1638 wegen Ehebruchs in Boston verurteilt wurde, weil er eine Mistress Wilbore öffentlich angeglotzt habe, nachdem er zugegeben hatte, von ihren „zeitlichen Reizen“ dazu verführt worden zu sein.

Für eine Familie, die über eine noch so vage Überlieferung glorreicher Abstammung verfügt, ist es sicherer, auf dieser Tradition zu bestehen und die Matrikel links liegen zu lassen. Legionen von Amerikanern sind überzeugt, ihre Ahnen hätten jenseits des großen Teichs Wappen und Schlösser mit Burggraben, Hirschjagden, glücklichen Pächtern und treuen Knechten besessen. Das ist meistens ein Irrtum. Hunderte Familien führen Wappen aus der Kolonialzeit; aber, wo es Schildermaler gibt, da gibt es auch Wappen. Fünf Jahre bevor er die Unabhängigkeitserklärung unterschrieb, bat Thomas Jefferson seinen Londoner Vertreter, nachzuforschen, ob es dort ein Jefferson-Wappen gäbe; wenn nicht, schrieb er, würde er sich eins von irgendwoher beschaffen.

Soldaten und Staatsmänner, Unterfertiger der Unabhängigkeitserklärung und Mitbürger von historischem Verdienst gelten gewöhnlich für die wünschenswertesten Ahnen; aber der Geschmack zeigt in diesem Punkt oft eigentümliche Verirrungen. Heute sind auch Piraten, Pfarrer, Hexen, Indianerhäuptlinge, Richter, Schmuggler und Kapitäne von Sklavenschiffen als Ahnen gesucht. William Childs, der Herr der großen Restaurantkette, versuchte einmal, einer Aktionärversammlung Schrecken einzujagen, indem er ihr zuschrie, zwei seiner Ahnen seien Piraten gewesen! Ein großer Stern der Genealogischen und Biographischen Gesellschaft von New York ist eine Dame, die einerseits mit der letzten Hexe von Connecticut, andererseits mit einem Freibeuter von New York zusammenhängt. Vielleicht das zahlreichste und stolzeste Nachfahrengeschlecht der Vereinigten Staaten besteht aus den Abkömmlingen der Tryn Jonas; diese Trine aber war eine der ersten berufsmäßigen Hebammen der Neuen Welt; sie war die Mutter von Anneke Jans, die vor 275 Jahren die tiefer gelegene Hälfte des Manhattanfelsens besessen hatte und deren Abkömmlinge noch immer ganze Advokatenstämme mit faulen Prozessen nähren.

Amerikanische Stammbäume werden heute nicht in großem Maßstab gefälscht, erzählen uns unsere Genealogen, da das ganze Stammbaumgeschäft in den letzten zwanzig Jahren so gründlich systematisiert wurde, daß die Entdeckung eines falschen Pedigrees eine verhältnismäßig einfache Sache geworden ist. Man sagt, daß es beinahe unmöglich ist, mit gefälschten Dokumenten in unsere wohletablierte Gesellschaft von Nachfahren einzubrechen. Parvenu-Snobismus und historischer Sinn tragen gleicherweise zur heutigen starken Nachfrage in Genealogie bei.



Amerikanische Aristokratie

Dr. Erich Salomon



Das Heim eines Neger-Professors



Ballsaal mit Orgel im Haus des Millionärs

Photos Käte Wittkower



Eine Urenkelin des George Washington

Associated Press



Das Hunde-Coupé

Galloway



Carnegie-Institut, Pittsburgh

Bernard Karfiol, Mädchen (Öl)

Amerikas Angst vor den Kommunisten

Von

Theodor Dreiser

Diese politische Richtung auszusperren, bedeutet für Amerika — oder würde bedeuten — eine dauernde und in den U.S.A. unerhörte Ausschließung einer bestimmten politischen Gesinnung. Gleichwohl werden die Kommunisten von entscheidenden gesetzgebenden Faktoren als unerwünschte Leute bezeichnet, wie früher die Anarchisten der Tat. Ich bestreite jedoch, daß Anhänger eines so radikalen politischen Denkens, einer so außerordentlich logischen, genauen und ins einzelne gehenden Analyse wie der des „Kapitals“ von Marx für Amerika wirklich nicht wünschenswert seien. Ich für meinen Teil würde im Gegenteil den Vereinigten Staaten unter allen Umständen eine mächtige dritte Partei wünschen.

Wenn nun aber Amerika eine solche politische Analyse illegal macht, so glaube ich — aus meiner jahrelangen Beobachtung der politischen Öde und Monotonie dieses Landes —, daß aus solchem Verbot nur Schaden entstehen kann. Denn bis jetzt haben wir hier in den U. S. A. nie etwas anderes zu hören bekommen als entweder das patriotische Geschrei der „Republikaner“ mit ihrer *prosperity* oder aber das hysterische Gekreis der Demokraten über *Korruption*. Das Niveau dieser beiden Parteien ist so sehr gesunken, daß gegenwärtig eine grundsätzliche Erörterung sozialer und staatlicher Fragen von irgendeinem allgemeinen Standpunkt geradezu unmöglich ist.

Die Massen nehmen diesen Zustand hin, wenn auch mürrisch. Für sie ist jede dritte politische Anschauung von vornherein revolutionär und aufrührerisch, und ihre Anhänger werden als „Rote“ und als *unmoralische Menschen* gebrandmarkt.

Der bekannte Untersuchungsausschuß des Deputierten Fish — dessen Weisheit schon im Fall des Einfuhrverbots von ganz Amerika und Europa bewundert worden ist — hat geradezu den Antrag gestellt, daß künftig bloße politische Anschauungen einen Ausweisungsgrund bilden sollen. Bisher fragte man nur nach Subsistenzmitteln, nach dem Zweck des Aufenthaltes; künftig aber sollen alle diese sachlichen Erörterungen nicht mehr allein gelten. Wer kommunistisch gesinnt ist, der soll die Tür nach Amerika verschlossen finden; das ist nicht nur eine törichte Einstellung, es ist auch eine Schwächung der künftigen geistigen Substanz des Landes.

Braucht Amerika wirklich keine dritte (und zwar keine sozialistische) Partei? Was würde geschehen, wenn der Sozialismus so stark würde, daß er alle wichtigen Stellen im Staat besetzen könnte? Dann würde, schlimmstenfalls, das in der Industrie investierte Kapital in die Hände der gesamten Bevölkerung gelangen. Während zur Zeit nicht einmal ein Prozent des Wohlstandes den Arbeitern und Angestellten zugute kommt. Diesen letzteren Zustand wollen jedoch die Regierenden in den einzelnen Staaten erhalten, auf Grund ihrer Überzeugung — oder auch der Überzeugung derjenigen, denen sie ihre Stellen verdanken.

Nach kommunistischer Auffassung soll bekanntlich die Diktatur der Arbeit dazu dienen, die Diktatur des Besitzes zu überwinden. Ich will nun zunächst annehmen — oder darf ich es nicht? —, die Regierung der Vereinigten Staaten sei eine solche Diktatur des Besitzes. Dann darf ich immerhin auch feststellen, daß die Arbeiterschaft die Mehrzahl der Staatsbürger ausmacht. Wie steht es nun aber mit der Arbeiterschaft in den U. S. A.? Ist diese nicht tatsächlich einer jeden Ausübung ihrer Bürgerrechte beraubt? Erstens, weil sie diese ihre Rechte nicht kennt, und zweitens, weil zu deren Durchsetzung Zeit und Geld und Macht gehören. Die Politiker aber und auch die Richter — die Legislative also wie die Exekutive — sind in Amerika ausschließlich *Besitzende* oder Männer von der Gesinnung der Besitzenden. Ich will

ihre persönliche Unantastbarkeit nicht erörtern, daß sie aber durch Geburt und Stellung zu den Besitzenden gehören, wird niemand bestreiten.

Hat also unter solchen Umständen der Kommunismus bei uns irgendwelche Aussichten? Zunächst fehlt in Amerika durchaus das „Klassenbewußtsein“. Ein solches findet sich nur gelegentlich in Niedergangszeiten oder eben bei den Kommunisten; für gewöhnlich aber vergißt das Volk über seinen beliebten Tagesunterhaltungen, Kino, Radio und Autobus-Ausflug, rasch und leicht seine größeren Sorgen. Man nehme dazu die bewußte Tendenz des Besitzes, die Arbeiterschaft in Hunderte von Fach-Organisationen zu spalten, mit ganz oberflächlichen Zielen, die Hunderttausende von Arbeitern beschäftigen. Und auch noch die immer wiederholte Einhämmerng, durch die Presse, die Illustrierte, das Radio, das Kino, durch Schlagworte und Tatsachen, die beweisen sollen, wie vollkommen der Zustand der Menschheit unter der Herrschaft des Kapitalismus ist.

Man sieht also: das alles ist nicht so leicht zu beseitigen. Kein Schimmer der wirklichen Lage erhellt für gewöhnlich diese politische Nacht. Die Massen sind fast durchwegs närrisch, beschäftigt mit Fußball, mit Baseball, und zu allem bereit, wovon schon die Rede war. Man unterhalte sich einmal in voller Ruhe und Übereinstimmung mit irgendeiner Gruppe, die irgendwo Schlange steht. Alles ist in Ordnung, solange nicht jemand das Wort *Kommunist* vorbringt. Dann werden sie sogleich alle, wie sie da anstehen, aus der Reihe treten und den Kommunisten „verfolgen“. Denn der Durchschnittsamerikaner ist so verbohrt und verschlossen gegen jeden ungewohnten Gedankengang, daß schon der bloße Begriff des *Kommunismus*, das Wort allein, allen seinen Erwägungen ein Ende bereitet. Es bedeutet für ihn Untergang, Sünde und Hölle, Verlust der Stellung, allgemeinen Umsturz, Verzweiflung und jedes erdenkliche Übel.

Die alte sozialistische Partei der U. S. A., voreinst Streitbar und sogar mächtig in einzelnen Gebieten der Staaten, ist seit langem gespalten und kraftlos geworden. Nach dem Willen der Scharfmacher aber würde auch jedes Grundrecht der Verfassung verloren gehen, ebenso wie die Unverletzlichkeit des Privatlebens. Denn nach ihnen soll das Justizministerium gar besondere Mittel erhalten zur Durchführung eines Geheimdienstes über Namen, Persönlichkeit und Tätigkeit aller Radikalen im Lande! Eine schwarze Liste also, zunächst der Sozialisten, aber dann auch aller Denkenden überhaupt. Schon im verflossenen Jahr wurden dreimal mehr politische Prozesse vor den amerikanischen Gerichtshöfen verhandelt als zuvor, und dreiviertel von ihnen waren gegen Kommunisten gerichtet. Ich kenne Dutzende von Fällen aus Kalifornien, Pennsylvanien und sonst woher, wo Gefängnisstrafen von zwei bis zu vierzig Jahren ausgesprochen wurden gegen Leute, in deren Besitz kommunistische Schriften gefunden wurden, oder welche Versammlungen abgehalten hatten, in denen keinerlei Gewalttaten vorgefallen waren.

Unsere Leute denken eben, es wäre unmöglich, einen Kommunisten im Kongreß zu haben. Aber in Europa gibt es doch auch Kommunisten in Parlamenten und in autonomen Verwaltungsämtern. Haben denn diese Leute mit anderen Dingen zu tun, als in unseren Verwaltungen, und sind ihre Abgeordneten nicht auch Teil einer Legislative? Würden denn bei uns ihre Gesetze oder Gesetzesanträge anders behandelt werden müssen als die der jetzigen Kongreßmitglieder? Nach meiner Meinung ist die Verschiedenheit der Auffassung — in der gelegentlichen Zusammenarbeit mit mehreren Parteien wie etwa in England, Deutschland und Frankreich — nur von Nutzen. Ich behaupte: Das Ziel der Kommunisten ist das einer vollen Volksherrschaft, also einer bestimmten Regierungsform, nicht aber einer bloßen Zerstörung. Über diese Dinge zu diskutieren, ist gewiß verfassungsmäßig und darüber hinaus noch im politischen, im soziologischen und in jedem anderen Sinn — gesund.

Negerinnen vor Gericht

Von

Eleanor Rowland Wembridge

In den letzten vier Jahren machte ich die nähere Bekanntschaft von mindestens zweitausend Leuten, die Schwierigkeiten mit den Behörden hatten, darunter von mindestens fünfhundert Neger. Und diese Neger waren nun ganz anders, als ich es erwartet hatte. Ich war nicht darauf gefaßt, daß die armen Neger vor den Behörden und vor Gericht mit einer persönlichen Würde auftreten würden, wie sie die andern Armen nur selten aufzubringen imstande sind. Neger, so hörte ich immer, seien unterwürfig. Nun, ich habe nie ein Volk gesehen, das weniger unterwürfig als die Neger gewesen wäre. Meine Neger, die vor Gericht standen, waren Feldarbeiter, Erdarbeiter, Heizer, Aufwartefrauen usw., ungelernete Arbeiter im allgemeinen. Die meisten von ihnen hatten nicht einmal im Kino Gelegenheit, Eleganz zu lernen. Und trotzdem benahmen sie sich ohne Ausnahme mit einer Würde, die nicht einmal von einer Rüge des Gerichtshofes erschüttert werden konnte.

Sie fühlen sich nicht beengt, sie sind nicht aufgeregt, sie wimmern nicht, sie kriechen nicht, sie seufzen nicht, sie bitten nicht immerfort um Verzeihung. Sie betreten den Gerichtssaal und haben im Nu den richtigen Platz zum Stehen oder zum Sitzen gefunden. Sie haben ein ruhiges Gesicht, blicken mir, die ich als Fürsorgerin ihnen helfen soll, gerade ins Gesicht und warten, bis ich spreche. Der Prinz von Wales könnte sich vor Gericht nicht besser benehmen. Oft vergißt man ganz zu hören, was diese Neger sagen, so vorzüglich sagen sie es, so sehr ist man gefesselt von ihrer Art zu sprechen. Und dabei sind sie so schwer gehandikapt durch ihr seltsames Kostüm.

Wir weiße Frauen beziehen unser Selbstvertrauen beinahe ganz von unseren Kleidern. Wir treten sicher auf, wenn unsere Kleidung in Ordnung ist, wir sind gehemmt, ja, gedemütigt im falschen oder dürftigen Anzug. Eine weiße Frau, die vor Gericht als Kopfbedeckung nur ein Taschentuch hätte, wäre jedenfalls bestürzter über ihren armen Kopf als über ihre Sünden. Anders die Negerin.

In einem Harlekinkleid von bunten Lumpen, unter einem Hut, den sie offenbar aus einem Mülleimer gerettet hat, blickt sie wie die Königin von England in ihrer Toque. Ich habe nie eine Negerin gesehen, die sich wegen ihres Kostüms geschämt hätte. Mitunter sind alle möglichen Stile durch die weiblichen Mitglieder einer und derselben Negerfamilie vertreten; das junge Negermädchen ist gekleidet wie die übrigen Girls; aus nichts hat sie sich etwas zusammengeschnidert und sieht nun aus wie alle Welt; ihre Mutter macht es ebenso; ihre Großmutter trägt das hochgeschlossene schwarze Kleid aus der Zeit des Bürgerkrieges mit einem hohen weißen Kragen und einer goldenen Brosche; Urgroßmutter aber humpelt auf Krücken herbei, ihre gänzlich verschossene Bluse wird von einer großen Sicherheitsnadel zusammengehalten, ihre phantastische Haube von einem schmalen schwarzen Samtband. Aber, trotz Krücken und Sicherheitsnadel fühlt sich diese uralte Negerin keineswegs gehemmt oder gedemütigt. Im Gegenteil, Negergroßmutter und -urgroßmutter waren die einzigen ihres Familienranges,

die ich je zu ihrem Rechte kommen sah. Sie sind noch Persönlichkeiten geblieben. Und das Merkwürdigste: die persönliche Würde dieser Negerangeklagten verträgt sich ausgezeichnet mit einem ausgeprägten *Sinn fürs Komische*. Möglich, daß auch die Angehörigen einiger unserer Einwandererrassen vor Gericht Komik entfalten, aber ihre Muttersprache ist nicht, wie die der Neger, das Englische, und so sind Neger die einzigen, die mich vor Gericht unter allen Umständen amüsieren. Im Auge einer Negerangeklagten flackert bei irgendeiner Wendung des Verhörs immer, und sei es noch so flüchtig, ein Funke Humor auf. Das Mädchen Sara erzählt mir in einem Atem, daß sie ihren Willie Jay ewig, ewig, ewig lieben werde, und daß sie ihn nicht riechen könne, und lacht dabei. Die Gabe, über sich selbst lachen zu können, entspringt derselben Quelle, aus der persönliche Würde kommt. Man schwebt damit gleichsam über der Situation.

Wenn eine Schlägerei zweier Weißen verhandelt wird, so können die Messerhelden ihre Leidenschaft auch vor Gericht nicht bezähmen. Zwei Neger, die aufeinander losgestochen haben, erörtern den Kampfverlauf ruhig und sachlich vor Gericht, was sie übrigens nicht daran hindert, nach Schluß der Verhandlung die Feindseligkeiten wieder aufzunehmen. Da war Blanche, die man wohl ein Straßenmädchen nennen kann, und die sich vor einem Polizeigericht zu verantworten hatte. Der Richter, es war zufällig eine Richterin, hatte schon von Blanche gehört und brummte ihr, ohne sie recht zu Wort kommen zu lassen, sechs Monate Arbeitshaus auf. Dieses Urteil hätte bei jeder weißen Kollegin von Blanche einen hysterischen Weinkrampf ausgelöst; Blanche sah sich die Richterin daraufhin bloß aufmerksam und wohlwollend an und bemerkte: „Die Mädchen unten nennen Sie *die hartgesottene Mary*, aber Sie sind gar nicht so. Du bist eine ganz nette kleine Person.“ Unparteiischer kann man nicht sein.

Ich fragte einmal eines dieser unbezähmbaren schwarzen Straßenmädchen, wie sie ohne Scheu noch an die Möglichkeit denken könne — sie dachte nämlich daran —, wieder zu ihren ehrsamem Verwandten zurückzukehren. Sie antwortete: „Wir Schwarzen sind nicht wie Weiße. Wenn wir mit einer Sache Schluß gemacht haben, dann haben wir eben Schluß gemacht. Dann denken wir nicht mehr daran und lassen uns keine grauen Haare wachsen. Ihr Weiße aber grübelt und grübelt so lange, bis ihr euch selber nicht mehr auskennt. Wenn ich fühle, daß das Grübeln mir nicht mehr wohltut, höre ich damit auf!“ Und so ist es immer bei den Negern. Tatsachen sind Tatsachen, und was vorbei ist, ist vorbei. Wo die weiße Rasse vor dem Unabwendbaren zu kreischen anfängt, hat die schwarze gelernt, daß das Unabwendbare durch Gekreisich nicht vermieden werden kann.

Die schwarze Frau hat als Frau eigentlich eine beneidenswerte Position. Von allen Frauen ist sie die emanzipierteste. Die arme schwarze Frau arbeitet wie die arme weiße Frau, um ihre Familie zu erhalten. Sind es nicht arme weiße Ehefrauen, die in den meisten unserer Fabriken die Kraftmotoren bedienen? Und wenn sie, ohne Lohn noch Dank, in ihrer eigenen Küche schufteten, so arbeiten die schwarzen Frauen in anderer Leute Küchen und brauchen keinen Dank, denn sie erhalten Lohn. Die Negerehefrau behält, im Gegensatz zur weißen, ihren Verdienst für sich; gibt sie ihrem Gatten etwas davon ab, so tut sie es freiwillig.

Der schwarze Ehemann hat nicht den *Großen-Mann-Komplex* des weißen, dessen Männlichkeit von ihm fordert, den Verdienst seiner Frau mit einer Hand einzu-

TO BE SOLD & LET
BY PUBLIC AUCTION,
 On **MONDAY** the **18th** of **MAY**, 1829,
 UNDER THE TREES,
 FOR SALE,
 THE THREE FOLLOWING
SLAVES,

HANNIBAL, about 30 Years old, an excellent House Servant, of Good Character.
WILLIAM, about 35 Years old, a Labourer.
NANCY, an excellent House-Servant and Nurse.

The MEN belonging to "LEECH'S" Estate, and the WOMAN to Mrs. D. SMIT

TO BE LET,
 On the usual conditions of the Buyer finding them in Food, Clof in and Medical
 MALE and FEMALE
SLAVES,

ROBERT BAGLEY, about 20 Years old, a good House-Servant.
WILLIAM BAGLEY, about 18 Years old, a Labourer.
JOHN ARMS, about 18 Years old.
JACK ANTONIA, about 20 Years old, a Labourer.
PHILIP, an Excellent Fisherman.
HARRY, about 22 Years old, a good House-Servant.
LUCY, a Young Woman of good Character, used to House-Work and the Nursery.
ELIZA, an Excellent Washerwoman.
CLARA, an Excellent Washerwoman.
FANNY, about 14 Years old, House-Servant.
SARAH, about 11 Years old, House-Servant.

Also for Sale, at Eleven o'Clock,
 Fine Rice, Gram, Paddy, Books, Muslins
 Needles, Pins, Ribbons, &c. &c.
 AT ONE O'CLOCK, THAT CELEBRATED ENGLISH HORSE
BLUCHER,

Versteigerung von Sklaven (Plakat aus dem Jahre 1829)

stecken und sie mit der anderen zu schlagen. Wenn *er* schlägt, schlägt er nur einmal. Bevor er mit ihrem Lohn das Haus verlassen könnte, hat die schwarze Frau seiner Männlichkeit ganz sicher schon eine Tracht Prügel verabfolgt. Unterwürfigkeit vor ihrem Herrn und Gebieter wird keiner noch in den Zügen einer Negerin gelesen haben. Manch ein weißer Mann schreit seiner Tochter, von dessen traurigem Verdienst er lebt, sittlich empört zu: „Aus meinen Augen! Du hast die Familie entehrt!“ Der Negerpapa äußert in ähnlicher Lage: „Was immer sie tat, sie ist und bleibt meine Tochter.“

Begegnungen mit amerikanischen Titanen

Von

Rom Landau-London

Herbert Hoover

Hinter ihm steht zusammengerollt das Sternenbanner und die blaue Standarte des Präsidenten von U. S. A.; vor ihm sitzt eine indifferente Stenotypistin, die jedes Wort unserer Unterhaltung festzuhalten hat. Draußen leuchten Sonnenstrahlen auf alten Bäumen des Weißen Hauses, aber Mr. Herbert Hoover sieht durch mich hindurch, weil es ihn langweilt, seine Zeit an mich zu verschwenden, anstatt eine neue Botschaft an den Kongreß vorzubereiten. Indessen hatten sich zwei veritable Botschafter Mühe gegeben, mir diese Unterhaltung zu vermitteln, und so empfing er mich: stehend, groß, schwer, durch mich oder zu Boden blickend. Sein Haar ist weißer, sein Anzug eleganter als auf den Fotos. Überraschend ist in dem fleischigen Gesicht der sehr menschliche, fast feminine Mund. Als tüchtiger Politiker müßte man darauf achten, einen andern Mund zu haben, oder ihn zumindest unter einem männlichen Prosperity-Schnurrbart zu verbergen.

Dann öffnet sich zur Antwort auf meinen fünfminutenlangen Vortrag der resignierte Mund, und die Finger der Dame umklammern fester ihren silbernen Eversharp. Eine warme und tiefe, doch müde Stimme formt die Worte, derentwegen ich acht Tage länger in Washington geblieben war: „I am so glad to have met you. I am glad you like the United States, and I hope you will have during your stay in this country a very good time.“

Der Mund lächelt etwas verlegen, als hätte er schon zuviel gesagt, eine feine, sehr weiße Hand streckt sich mir entgegen, und ich darf den „hand shake“ in Empfang nehmen, der zu den höchsten Ambitionen amerikanischer Seelen gehört.

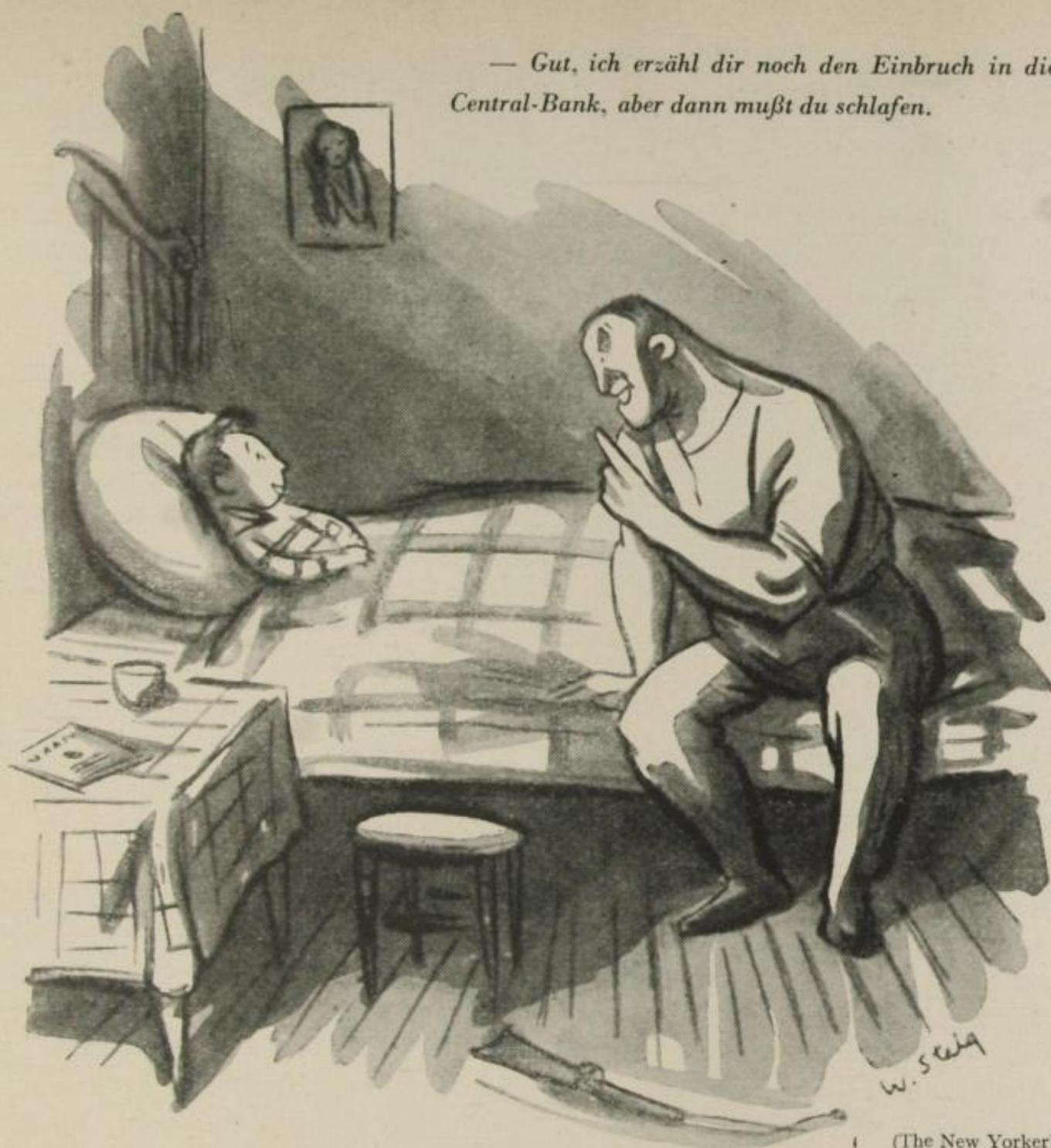
Josef von Sternberg

Paramount Studio, Hollywood, California. Heckel, Schmidt-Rottluff an den Wänden. Metallmöbel. Durchs Fenster: unprogrammatische Strahlen einer unproblematischen Sonne.

Am Schreibtisch Josef Sternberg aus Wien, amerikanischer Staatsbürger mit stark nasalem Akzent, mit forschend-aggressiven Augen, ergrauender Einstein-Mähne, programmatisch zerzaustem Schlips, Schnurrbart und Kragen, die mit ihrem Chaos die Unabhängigkeit von der gestriegelten Smartness der Paramount-Bonzen und Direktoren unterstreichen sollen. Der wienerisch weiche Mund spricht: „Was versteht ihr europäischen Intellektuellen vom Film, von dem Ernst, Können, der Kunst Hollywoods. Film ist für Männer der Tat, nicht für euch Intellektuelle. Ihr Europäer seid intellektuelle Snobs. Euer Leben ist Kitsch. Nur der große Film ist wahr.“

Ich widerspreche nicht. Ich bitte, einige Aufnahmen machen zu dürfen. Mit beneidenswerter Milde lassen sich eine volle Stunde lang, von vorn, hinten, von oben, unten und auch von der Seite, die diktatorischen Mähnen des Napoleon Paramount von der Gier meines Objektivs verschlingen.

— Gut, ich erzähl dir noch den Einbruch in die
Central-Bank, aber dann mußt du schlafen.



(The New Yorker)

Theodor Dreiser

Er empfing mich gar nicht. Ich empfing ihn. Er hatte vergessen, daß er mich erwartete, und so mußte ich mit der Aufwartung seines Negerdieners vorlieb nehmen. Der liebe Diener war bedacht, mich ahnen zu lassen, daß die geistige Atmosphäre seiner Umgebung ihn längst schon auf eine höhere Menschheitsebene versetzt hatte. Nach einstündiger geistiger Unterhaltung fühlte ich mich fähig, mich bedingungslos Al Capone, Follie-Girls, Speak-easies und sonstigen Frivolitäten amerikanischen Daseins in die Arme zu werfen, unter gleichzeitigem Schwur unwiderruflicher Abkehr von Kunst, Literatur, Bildung. Als mein Schwur, die restlichen Lebenstage unter Analphabeten zu verbringen, perfekt werden sollte, erschien Theodor Dreiser.

Er war noch größer als die großen, unechten Barocksessel des großen Atelier-Raumes. Er trat herein wie ein unbeholfener Bär, dem man gern helfen möchte und mit dem man Mitleid verspürt, weil er sich vor neuen Menschen zu fürchten scheint. Ergrautes Haar, ungleiche Gesichtshälften mit schiefem, sinnlichem Mund, zerwühlte Stirn des fanatischen Kämpfers. Sofort beginnt er von seinen

Kämpfen zu reden. Zu Anfang kommen die Worte zag, schüchtern heraus, tiefgewühlt; dann aber erstürzen sie sich in einem großen, vielstündigen Schwall.

„Diese Bande!“ klagt seine ganze Gestalt. Eben kehrt er aus Hollywood zurück, und sein Zorn schlägt heilige Flammen um den grünen Stilsessel. „Tausende haben sie mir für Verfilmung der Amerikanischen Tragödie gegeben, aber prostituiert haben sie sie, zerstückelt, zerfleischt, enthauptet. Was wissen die in Hollywood von Kunst, vom Film? Diese Paramount, dieser Sternberg . . .“

Seit einigen Stunden schon klagt Prometheus, angekettet von seiner Bitternis an die grünen Polster des geschnitzten Sessels. Immer wieder erscheint im Hintergrund des großen Raumes der Neger: als wollte er direkt von den Sturzbächen des Geistes schöpfen. Zuletzt scheint es ihn wohl nicht länger zu halten, und er macht Anstalten, zwischen die bunten Sessel zu treten und an unserem Gespräch teilzunehmen. Da ich die mittlerweile wiedergewonnene Hochachtung vor dem Intellekt nicht durch einen neuen Treuschwur an die leichteren Lebensmächte vernichtet sehen wollte, empfahl ich mich dem Meister und dessen gelehrigem Sklaven.

Sinclair Lewis

Zuerst entschuldigte er sich für das schlechte Wetter und half mir aus meinem tiefenden Mantel. Dann entschuldigte er sich für das New Yorker Essen und setzte mir zum Lunch herrlichsten Lachs, pflaumengroße Erdbeeren, wollüstige Schlagsahne vor. Da er auch glaubte, ich müßte unterhalten werden, schenkte er mir drei Stunden der amüsantesten Sinclair-Lewis-Revue. Er machte Witze über amerikanische Literaturschulen, in denen das Verfassen erfolgreicher Romane gelehrt wird; ereiferte sich über deutsche Politik; klagte über die Dummheit der Frauenklubs, in denen er Vorträge zu halten hatte; und schimpfte über die Borniertheit amerikanischer Politiker, ohne sich indessen ein einziges Mal auf das beißende Moralin-Roß des professionellen Verulkers heraufzuschwingen. Auch seine rothaarige, rotgesichtige, zu lange und schlenkriige Gestalt setzte er nicht für den Gast in Szene, wie es sich für einen Nobelpreis-Amerikaner gehört hätte. Zuletzt wird er ausgelassen, und er befürchtet nicht den Eindruck von Sentimentalität, wenn er Bilder seines zweijährigen Sohnes vorzeigt: „Von allen Werken Dorothys ist dies das vollkommenste.“

Andrew Mellon

Der Privatsekretär im Schatzamt zu Washington: „Sie dürfen natürlich in der Presse nichts von Ihrer Unterhaltung mit dem Schatzkanzler veröffentlichen. Auch über Mr. Mellons Bildersammlung, die Sie in seiner Privatwohnung sehen werden, dürfen Sie nichts bekanntgeben. Da Ihr Besuch unvorgesehen war und der Schatzkanzler bereits jede Minute vergeben hatte, bitte ich Sie, ohne auf seine Aufforderung zu warten, beim Uhrschlag zwei sofort sein Zimmer verlassen zu wollen.“

Im Zimmer des greisen Mr. Mellon, dem Kunstmäzen unter Finanzministern, dem Aristokraten unter Milliardären.

„How do you do. Mr. Mellon?“

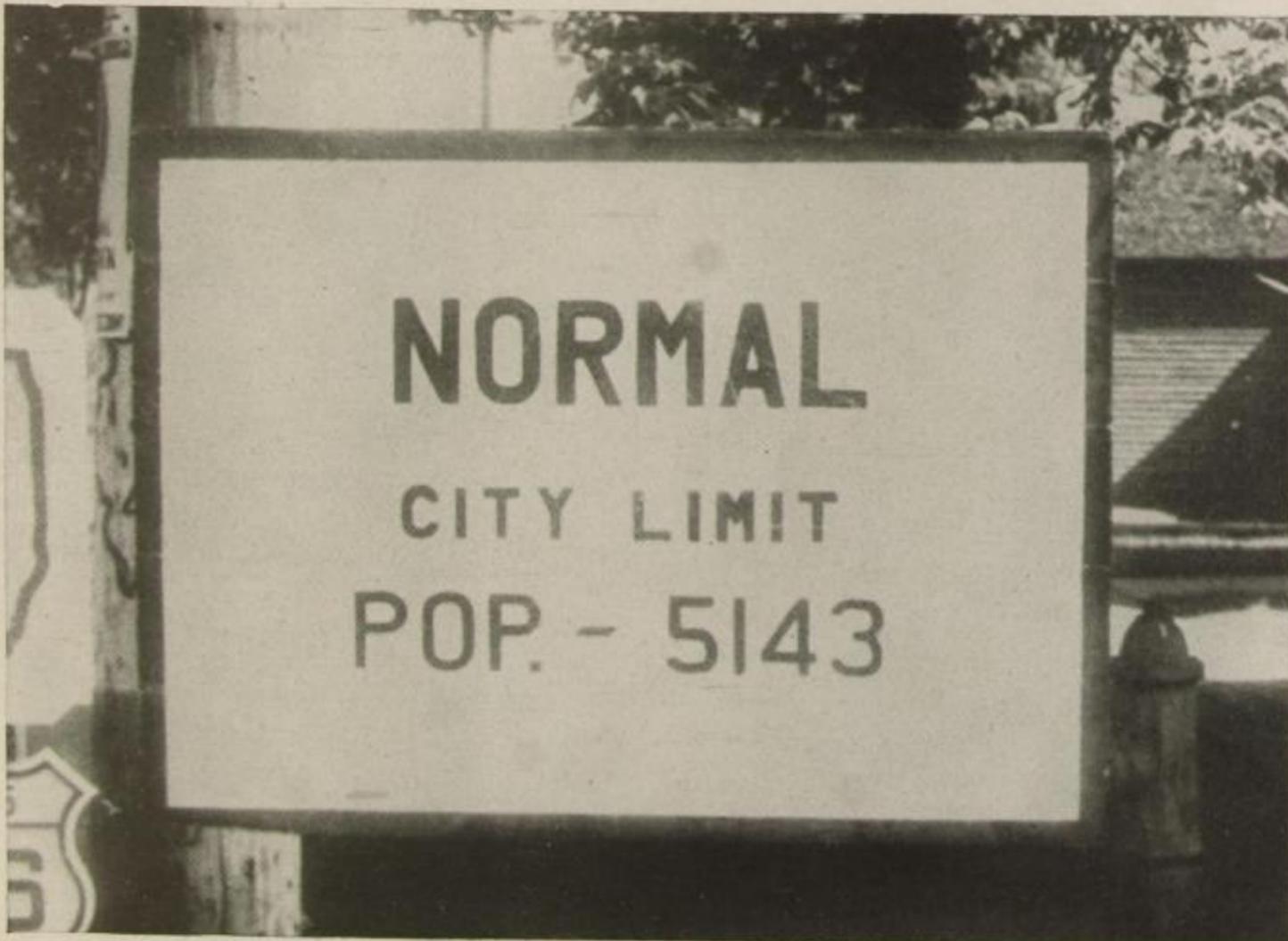
Die Uhr schlägt zwei.

Ich fasse mich. „Pleased to have met you, good bye. Mr. Mellon.“



Hund im Film

Metro Goldwyn



Die Stadt Normal

Casparius



Katholischer Indianer-Priester

Associated Press



Der Zahnarzt Dr. Evans, Chef des Ku-Klux-Klan
(„Amerika der Nordischen Rasse“)

Wide World



Ein Mann, der auf dem elektrischen Stuhl unempfindlich ist



Jazz beim Zahnarzt

Sennecke



Associated Press

Aimée Macpherson traut ihren Sohn mit einem Fräulein Smith



Pindot

Robert L. Ripley, Erfinder des „Glaub es oder nicht“

Worüber staunt Amerika?

Von

Ernst Lorsy

Als Eroberervolk staunen die Amerikaner prinzipiell über gar nichts; als sehr junges Eroberervolk staunen sie gelegentlich noch über sich selbst; aber als ein Volk von Provinzlern stehen sie massenhaft und bedingungslos erstaunt vor den Tatsachen, die *Robert Leroy Ripley* täglich vor ihnen ausbreitet. Diese Ripleyschen Tatsachen haben zusammengenommen die größte Summe von Staunen aus der amerikanischen Seele ausgelöst, deren sie fähig ist. So werden Ripleys Tatsachen-Bücher zum Maß der amerikanischen Seele. Ripley ist nicht nur ein Millionär, er ist auch eine nationale Einrichtung geworden. Dieses brave Volk von Schuljungen und Schulfädchen erhält von ihm regelmäßig sein geistiges Lieblingsfutter vorgesetzt: *Tatsachen*, Tatsachen, die niemanden was angehen, Tatsachen, die nichts bedeuten, unverbundene, nackte, dumme und erweislich wahre Tatsachen.

Herrn Ripleys Tatsachen klingen zunächst unglaublich, aber er fordert die Nation heraus, den Beweis für sie zu verlangen. Die Nation reißt zweifelnd die Augen auf und läßt sich von Herrn Ripley Rübchen schaben. Mit erhobenem Bleistift steht er vor ihr, weist auf einen erwachsenen Struwelpeter mit Negerlippen und behauptet, dies sei der Schriftsteller A. Dumas aus Paris, der zwölfhundert Bücher geschrieben habe, so und so viele Seiten in der Stunde. Die Nation schüttelt leise den Kopf, doch Herr Ripley hat seinen unbezahlbaren Hauptsekretär, der 13 Sprachen spricht, schon im voraus auf die New Yorker Stadtbibliothek geschickt und verwahrt nun den Beweis im Stahltesor. Er geht auf sicher; er ist bereit, jedem Zweifel ein „Etsch!“ des Besserwissens entgegenzusetzen. Dieses „Etsch!“ wird ihm bezahlt, von ihm leben seine zahlreichen Angestellten, es hat ihn zum großen Mann gemacht. Onkel Sam hält ihn zu dem Zwecke, mit der Nase darauf gestoßen zu werden, daß nicht alle Sprichwörter stimmen, daß selbst die Bibel sich einmal irren kann und daß es erweislichermaßen mehr Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt. Diese letzteren Dinge werden ver- und gezeichnet. Der amerikanische Horatio will es nicht nur schwarz auf weiß bewiesen haben, er muß es auch in Schwarzweiß vor sich sehen. Herr Ripley ist auch ein Zeichner, und so stark er im Rechnen ist, so schwach ist er im Zeichnen.

Er kommt aus Kalifornien. Eines Tages stellte er Karikaturen von Sportsmännern zusammen: einen Australier, der in vier Stunden 11810mal über eine Schnur gesprungen war, einen Engländer, der in elf Sekunden 100 Yard zusammengesprungen hatte, einen Kanadier, der, rückwärts springend, in 14 Sekunden 100 Yards erreicht, einen jungen Amerikaner, der den Kontinent Amerika, rückwärts marschierend, einen Spiegel in der Hand, durchquert, und einen Franzosen, der 6 Minuten $29\frac{4}{5}$ Sekunden getaucht hatte. Ripley gab diesem Tableau zuerst einen beliebigen Titel, dann strich er ihn durch und schrieb darüber: *Believe It or Not!* („Ob du's glaubst oder nicht“). Wie Byron erwachte er am andern Morgen und war berühmt: ein gemachter Mann.

Ein großer Mann wurde er erst durch Lindbergh. Er hatte schon seine Rubrik „Believe It or Not“ in der New Yorker „Evening Post“, da kam Lindbergh und hüpfte über den Atlantik. Ripley aber zeichnete ein Flugzeug vor einem Hintergrund von Luft und Wasser und schrieb darunter: „Lindbergh war der 67. Mann, der einen ununterbrochenen Flug über den Atlantischen Ozean ausgeführt hat.“

Eine Flut von Telegrammen stürzte sich über ihn. Endlich kam das gewünschte „*Prove it, you liar!*“ („Beweis' es, du Lügner“). Auf dieses Telegramm stürzte sich Ripley. Er bewies, daß Brown und Alcock schon 1919 den Ozean überflogen hatten; man hatte auch das englische lenkbare Luftschiff R 34 vergessen, das 1919 mit 31 Mann nach Schottland und wieder nach Amerika geflogen war, und auch das deutsche Z. R. 3, das 1924 mit einer Besatzung von 33 Mann von Friedrichshafen nach Lakehurst, New Jersey, geflogen war und später „Los Angeles“ hieß. Tatsächlich war Lindbergh der Siebenundsechzigste. Ripley wanderte mit seiner Rubrik zur Hearst-Presse hinüber.

Ursprünglich erklärte er, jedem Leser, der Zweifel in seine Behauptungen setzte, in einem persönlichen Brief den Beweis liefern zu wollen. Aus der technischen Unmöglichkeit, diese Zusage einzuhalten, ergab sich die endgültige Lösung für die Form der Rubrik: ein Columbus-Ei. Ripley liefert den Beweis für die erstaunlichen Behauptungen einer bestimmten Rubrik nun immer in der nächsten Fortsetzung. Trotzdem bekommt er 1500 bis 4000 Briefe täglich, mehr als manche große Gesellschaft. Durch diese Briefe arbeitet das Publikum an der Rubrik mit, denn die meisten Einsender bringen neue Ideen, und nur jeder sechste Brief regt schon Dagewesenes wieder an, das sich mittlerweile herumgesprochen hat. So lernt Amerika von Ripley und Ripley von Amerika.

Sie belehren sich gegenseitig über das Erstaunliche, daß es sogar in der Weltgeschichte von falschen Tatsachen wimmelt. Der 17. März ist doch ein Feiertag, Geburtstag des Irenheiligen St. Patrick? Ripley verblüfft die Welt, indem er ihr mitteilt, daß der heilige Patrick weder ein Irländer war, noch am 17. März geboren wurde. Den empörten Zweiflern beweist er dann, daß St. Patrick ein Franzose gewesen und der 17. März ein Kompromiß sei zwischen dem 8. und dem 9. März, die als sein Geburtstag in den verschiedenen Biographien angegeben werden. $8 + 9$ ist doch 17? Amerika lacht und staunt.

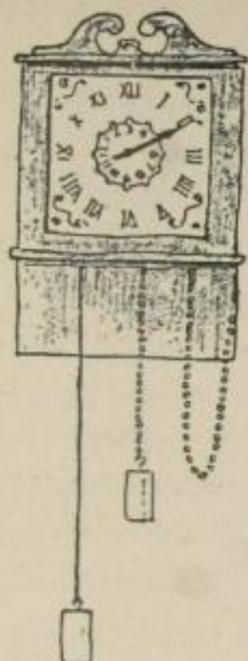
Wer tötete Goliath? Nicht David, dessen darf man sicher sein, wenn die Frage von Ripley kam. Tatsächlich schleppt er eine Bibelstelle heran, die den Riesen von der Hand Elhanans, eines anderen Riesen, fallen läßt.

Konnte Wilhelm Tell den Apfel vom Kopfe seines Sohnes schießen? Ripley führt den Beweis, daß im Kanton Uri keine Äpfel wachsen.

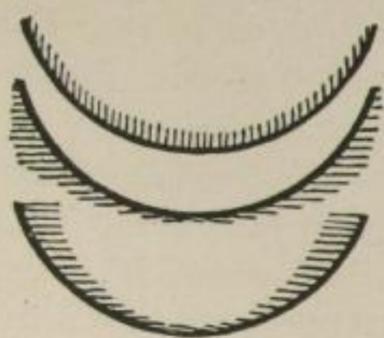
Wie ist das mit dem Rattenfänger von Hameln? Ratten übertreffen jeden olympischen Schwimmer: die Weser zu durchschwimmen, muß für sie ein Kinderspiel gewesen sein.

Was man die irische Kartoffel nennt, ist keine Kartoffel und kommt nicht aus Irland, sondern aus Peru. Erdnüsse sind nicht Nüsse, sie sind Bohnen.

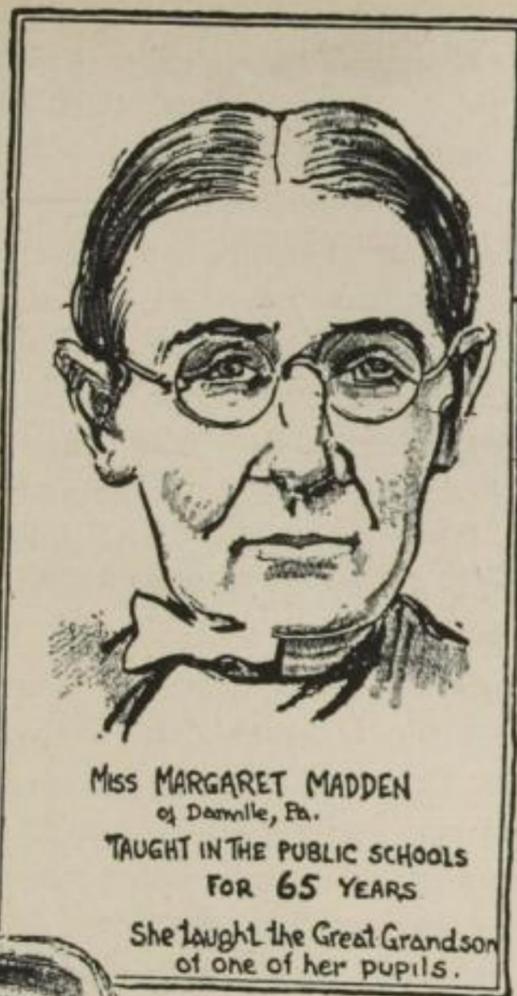
Am 12. November 1904 schlug Herbert V. Hughes, Hotelbesitzer in Michigan, einer Anzahl Hühner den Kopf ab und gab sie einem Küchenmädchen zum Ausnehmen. Plötzlich erschrak er heftig: ein schwarzes Minorcahuhn spazierte kopflos durch die Küche. Dann nahm er sich zusammen, nährte das Huhn mit



THE FIRST ALARM CLOCK
EVER BUILT HAS BEEN
RUNNING FOR THE
LAST 300 YEARS
Owned by R.M. BOWMAN
Baltimore, Md.



WHICH ARC
IS THE LARGEST ?



MISS MARGARET MADDEN
of Danville, Va.
TAUGHT IN THE PUBLIC SCHOOLS
FOR 65 YEARS
She taught the Great Grandson
of one of her pupils.



**RACZ
PALI**
FAMOUS HUNGARIAN
VIOLINIST
WAS THE FATHER
OF 48 SONS - AND EACH ONE
BECAME A FAMGUS VIOLINIST!

THE CITY OF SWEETWATER, TEXAS
OBTAINS ITS WATER SUPPLY
FROM BITTER CREEK.

Ripley
DRAWN IN
BUDA-PEST - 1931

Eine Seite mit Zeichnungen von Ripley aus seinem Buch: Believe It or Not!

der Spritze, und es lebte noch achtzehn Tage, vergnügt und bestaunt von ganz Michigan.

Ähnliche Vorfälle meldet Ripley auch aus Kalifornien, Illinois und Wyoming. Im Dorfe Cervera de Buitrago, in der Provinz Madrid, haben alle Leute an einer Hand mindestens sechs Finger, an einem Fuß mindestens sechs Zehen. In einer Stadt in New Jersey steht ein dreistöckiges Haus, das ein 63jähriger Blinder gebaut hat.

Ripleys Tatsachen bewegen das Publikum nicht nur dazu, Erstaunliches zu melden, sie stacheln es auch an, Erstaunliches zu tun. Am liebsten entdeckt er Berühmte, die Unsinn tun, doch nimmt er auch mit stummen Miltons vorlieb, mit Unberühmten, die Glorreiches leisten, mit mißleiteten Lindberghs, also Reischreibern, Dominobaumeistern, Erdnußrollern. Einmal zeichnete er einen Mann namens E. L. Blystone, und seine Legende enthielt die Behauptung, dieser Mann schreibe auf ein Reiskorn so winzige Buchstaben, daß sie nur mit einem Mikroskop gelesen werden könnten. Angespornt durch diese Behauptung, die sein Verdienst übertrieb, kaufte sich Blystone nun wirklich ein Mikroskop und schrieb mit dessen Hilfe 1615 Buchstaben auf ein Reiskorn, ein stolzer Rekord.

Ripley zeichnete auch Sig Edwards, neben einer Säule von 111 Dominosteinen stehend. Aus allen Teilen der Welt schrieb man nun Ripley, daß dieser Rekord schon längst geschlagen sei. James E. Hood ist bis zu 139 Dominosteinen gekommen. In Boston lebt Mr. Conners, genannt Cigars Conners, der eine Kiste Zigarren in einer Zeit raucht, die ein gewöhnlicher Sterblicher dazu braucht, eine Schachtel Zigaretten zu rauchen. Er hält nebenbei den Bostoner Rekord im Hinauf- und Hinab-Rennen über Wolkenkratztreppe; ferner hat er eine Erdnuß über 27,6 Kilometer mit der Nase gerollt. Ein anderer Mann freilich rollte eine Erdnuß bis zur Spitze des Berges Pike's Peak; mußte leider disqualifiziert werden, da er sich eine Stange an die Nase gebunden hatte; wollte nämlich nicht niederknien.

Aber auch, was jenseits seiner Grenzen vorgeht, erfährt Amerika zu seinem Staunen dank Ripley. Ein französischer Autor füllte 400 Bogen Kanzleipapier mit zwei Millionen Punkten; Verleger hatte ihm vorgeworfen, in seinem Manuskript sei die Interpunktion vernachlässigt; zur Strafe schickte er ihm die Punkte; schaffte es in zwei Wochen, dazu vier Tage Nachzählen. Anderer Franzose, Dichter Angelus Breteuil, schrieb zwei Jahre Liebesbrief an Schauspielerin; schrieb 1000001 mal *Je l'aime*. Mrs. Frederica Cook aus London schrieb von ihrem 20. bis zu ihrem 40. Jahre an einem achtbändigen Testament; da starb sie und hinterließ hunderttausend Mark. Dr. Lichtinger aus Wien lächelte ohne Unterbrechung dreißig Tage lang. Dr. Adolf Leinwand aus Wien erzählte 960 Witze in 3 Stunden 40 Minuten. Längste Schlittenfahrt der Weltgeschichte: 3210 Meilen in 155 Tagen, ausgeführt von Leutnant Schwatka; starb an Sonnenstich, mitten in der Arktis, bei minus 20 Grad. Männer des Indianerstammes der Tarahumare legten in regelmäßigem Staffettendienst 830 Kilometer in 6 Tagen zurück; aber Norweger Ernst Mensen lief, bei Tagesleistung von 200 Kilometern, in zwei Wochen von Paris nach Moskau. Hochzeitsmarsch aus Lohengrin ergibt, von der letzten Note bis zur ersten gespielt, Chopins Trauermarsch. Die Chance, daß Rot beim Roulette 27 mal nacheinander herauskommen werde, ist 1: 68,801,864; aber Rot ist im Januar 1910 in Monte Carlo 27 mal herausgekommen. Es gibt einen Mann, der nur auf der linken Seite atmet; das konnten weder Napoleon noch Lincoln. Es gibt einen Fuchs, der, um seine Flöhe los zu werden, ein Zweiglein ins Maul nimmt und ins Wasser springt; Flöhe flüchten auf Zweiglein, Fuchs läßt es ins Wasser fallen, schwimmt an Land. Ich darf wohl schon Undsoweiter sagen.

Das ist Ripley. Das ist Amerika. Damit verdient Ripley an Amerika Millionen. Du magst es glauben oder nicht. Ich glaub's.

Über die amerikanischen Journalisten

Von

H. L. Mencken

Die meisten Übel, an denen der amerikanische Journalismus heute leidet, rühren nicht von der Schurkerei der Besitzer oder auch nur von den Anschauungen der Direktoren her, sondern einzig und allein von der Dummheit, dem Mangel an Mut und dem Philistertum der Redakteure und Reporter. Die Mehrzahl ist in fast allen amerikanischen Städten ganz unwissend und noch stolz darauf. All die Kenntnisse, mit denen sie ihr Gehirn beladen, sind jedem vernünftigen und kulturellen Sinn nutzlos; es ist die Art von Kenntnissen, über die nicht ein Mitglied der freien Berufe verfügt, sondern ein Polizeihauptmann, ein Postbeamter, der Mann, der beim Börsenmakler die Kurse anschreibt. Sie bestehen aus Nichtigkeiten und kindischen Daten; was ihnen abgeht, ist alles, was zu wissen sich wirklich lohnt — alles, was zum Allgemeinwissen der Gebildeten gehört.

Es gibt in den Vereinigten Staaten Dutzende von Chefredakteuren, die noch nie etwas von Kant und von Johannes Müller gehört, die noch nie die Verfassung der Vereinigten Staaten gelesen haben; es gibt Handelsredakteure in leitender Stellung, die nicht wissen, was eine Symphonie oder ein Streptokokkus ist; es gibt Tausende von Reportern, die nicht imstande wären, die Aufnahmeprüfung eines besseren Collegs zu bestehen. Diese ungeheure und streitbare Unwissenheit, dieses weitverbreitete und bodenlose Vorurteil gegen Intelligenz ist schuld daran, daß der amerikanische Journalismus so rührend hilflos und gewöhnlich, so ausnahmslos übel beleumdet ist. Wenn jemand so wenig intellektuelle Initiative besitzt, daß er, obwohl er täglich mit Nachrichten zu tun hat, sein Leben verbringen kann, ohne das wirklich Wissenswertes an diesen Nachrichten in sich aufzunehmen, so kann man sicher sein, daß es ihm an beruflicher Würde ebenso fehlen muß wie an Wißbegier. Die empfindliche Angelegenheit, die man Ehre nennt, kann nie eine Funktion der Dummheit sein. Sie ist denjenigen eigen, die echte Mitglieder der freien Berufe sind, weil sie sich an Bildung und Freiheit auf das Niveau einer wahren Aristokratie erhoben, weil sie sich mit Überlegung und Erfolg von der großen Menge abgesondert haben, der Bildung ein Schimpfwort und Freiheit eine Qual bedeutet. Wenn die Journalisten von heute versuchen, diesen Zustand zu erreichen, stellen sie den Wagen vor das Pferd.

Diese Tatsachen sind jedem amerikanischen Journalisten, der sich über das Niveau eines Rollkutschers erhebt, wohl bekannt, und bei den traurigen Konferenzen des Gewerbes werden sie oft besprochen. Im allgemeinen leidet der Journalismus jedoch an einem Mangel von wachsamer und tüchtiger Kritik der Fachgenossen; seine Sklaven prangern aus einem natürlichen Minderwertigkeitskomplex heraus jedes freie Wort darüber als Verrat an, und man hat auch mich als Feind des Volkswohls hingestellt, weil ich immer wieder auf die unerträgliche Unfähigkeit und Scharlatanerie der überwiegenden Mehrzahl aller Korrespondenten in Washington hinweise. Diese Dunkelmännerei gibt es in keinem der freien Berufe. Kein Architekt



Martin Hahn

kann der Öffentlichkeit eine Mißgeburt seiner Phantasie aufzwingen, ohne daß ihm von den anderen Architekten tüchtig die Meinung gesagt wird, und ein Dichter kann überhaupt nichts drucken lassen, ohne daß die anderen Dichter mit dem Knüppel dick und schwer über ihn herfallen. Selbst Dramatiker, Filmschauspieler und Politiker kritisieren sich gegenseitig und zwingen so einander, das Äußerste herzugeben. Journalisten keineswegs. Wenn es vorkommt, was selten genug geschieht, gilt es für unanständig. Liest man die Fachblätter für Journalisten — die es genau so gibt wie Ärzte für Ärzte —, so bekommt man den Eindruck, daß jeder Zeitungsbesitzer in den Vereinigten Staaten ein Prominenter von Rang und jeder Propagandachef ein Tausendkünstler ist. Die Redakteure machen nie etwas falsch; sie sind nicht nur alle Genies, sondern sogar Helden.

Anders steht es mit den Professoren für Journalismus in unseren großen Bildungsfabriken und den Redakteursverbänden in den Agrarstaaten. Diese Herren üben eine sehr strenge Kritik, die keine andere Wirkung hat, als daß der Journalist endlich auf den Gedanken gekommen ist, es sei an der Zeit, seinen Beruf einer gründlichen Revision zu unterziehen. Vielleicht kommt es einmal dahin, daß er sich wirklich mit den Problemen, denen er sich gegenüber sieht, beschäftigt, ja, sie sogar eines schönen Tages zu lösen versucht. Lösbar sind sie fast alle; ja, sie können von den Journalisten gelöst werden, ohne daß sie irgendwelche Moralexperthen zu Hilfe rufen.

So etwa das Problem der unrichtigen Meldung. Woran liegt es, daß so viele falsche Nachrichten in die amerikanischen Zeitungen kommen? Sogar in die besseren? Sind Journalisten, als Stand gesehen, Gewohnheitslügner, ziehen sie das Unwahre dem Wahren vor? Das glaube ich nicht. Eher kommt es daher, daß die Journalisten in der Mehrzahl äußerst dumm, sentimental und leichtgläubig sind — daß die meisten nicht die scharfe Urteilskraft besitzen, die sie zur sachgemäßen Erfüllung ihrer Pflichten nötig hätten. Man denke nur an die groteske Lähmung, die angesichts des Orkans von Miami im Jahre 1926 die ganze amerikanische Presse befiel.

Der durchschnittliche amerikanische Journalist glaubt auf höchst naive und automatische Art an alles, was er schwarz auf weiß sieht. Man sollte annehmen, daß seine tägliche Erfahrung mit dem geschriebenen Wort ihn dagegen mißtrauisch machen müßte; und er selbst schmeichelt sich auch mit der Überzeugung, daß er dagegen gefeit sei. In Wahrheit aber frißt er es weit öfter, als er es ablehnt, und zwar um so begieriger, je unwahrer es ist. Läuft es in Gestalt eines Telegramms ein, so macht er sofort den Mund auf; kommt es in telegrafischer Form von irgendeinem Presse-syndikat, so wird es auf der Stelle verschluckt. Natürlich will ich damit nicht sagen, daß alle Redakteure alle Meldungen aller Syndikate bringen; aber wo sie geschickt aufgemacht sind, und wo es besonders leicht ist, sich zu irren — mit anderen Worten, wo man sich besonders vorsehen müßte — schluckt er sie in neun Fällen von zehn.

Nun gibt es freilich Fälle, in denen es ebenso wichtig ist, Gerüchte zu bringen wie Tatsachen, in denen die Leser das Recht haben, zu erfahren, was erzählt, angedroht, berichtet wird, und nicht nur, was tatsächlich passiert ist. Solche halbgaren und zweifelhaften Nachrichten sollten zwar gebracht, aber von den Meldungen, die mit überwältigender Wahrscheinlichkeit richtig sind, deutlich unterschieden werden. Die meisten europäischen Blätter von Rang machen diesen Unterschied, indem sie die Quelle der Meldung angeben und nicht selten eine ironische Bemerkung darauf folgen lassen. Mit anderen Worten, sie bemühen sich, ihre technischen Beschränkungen als Sammler von Nachrichten wieder gutzumachen; sie tun ihr möglichstes und gestehen es offen ein, wenn es nicht weit her damit ist. Ich bin der Ansicht, daß es den amerikanischen Zeitungen gar nichts schaden könnte, sich an ihnen ein Beispiel zu nehmen.

(Deutsch von Dora Sophie Kellner)

Als Zeitungsmann in Amerika

Von

Kammersänger Walther Kirchhoff

Bei der Übernahme der „Freien Zeitung“ in Newark N. J. am 1. Oktober vorigen Jahres erinnerte ich mich einer jener Skizzen von Marc Twain, der im „Zeitungswesen von Tennessee“ den amerikanischen Journalismus ironisiert. Er beschreibt darin, wie er als Herausgeber einer landwirtschaftlichen Zeitung sachkundige Ratschläge gibt, nämlich, daß es Zeit sei, die Rüben von den Bäumen zu schütteln oder die Rosinen zu wässern. So etwa kam ich mir vor, als ich, auf Grund einer 25jährigen Opernkariere, die politischen und kulturellen Richtlinien einer deutschen Zeitung zu bestimmen hatte. Mit einem Worte, ich war von keinerlei Sachkenntnis



The World

FINAL NEWS EDITION

VOL. LXX, NO. 2488-DAILY, NEW YORK, TUESDAY, DECEMBER 16, 1930. TWO CENTS

108 Perish in Gale On European Seas; 69 Vessels Suffer

Barometer Reading 77 1/2, Lowest in 50 Years—Hurricane Wreck in English Channel; Sea Storms on Way

MARY HENRIC RESCUES OFF THE BRITISH ISLES

Thames in Two Miles Wide—Northern Portugal Flooded After 15 Days of Rain

WILLIAM A. PEMBERG
WINNER of Pulitzer Prize for Feature of Death in Sea

COLORADO DISBARS EX-JUDGE LINDSEY

Accusing Girl From Mrs. Stokes Held to Be Impurer

HE BLAMES POLITICAL FOES

He Originated Children's Court, Advocated Trial Marriage

SEARS, ROEBUCK TO RUN ON 13-NORTH SYSTEM

Has Schedules Will Buy Salary Reduction for 45,000 Employees

Huge Water Main Bursts in the Bronx, Floods Apartments Five Floors High

CONSOLIDATED GAS HAS \$200,000,000 'WATER' IS CHARGE

Stock Holding Consumers \$14,000,000 a Year in Carry, Says Board of Community Councils

HE ASSAULTS PREMIERSAST, ASKS P. C. IMPROVEMENT

Warper With Breaklyn Edition Chied to Support Association of Farmers

AMERICAN WOMEN FLEE FROM MANKING

Arrive at Shanghai as Robbers Advance on Capital

U. S. CRUISER IS ON WAY

3 Destroyers Also Rushed From Manila for Protection

PUBLISHERS TO ASK U. S. TO HELP THEM

Seen to Suspend Prices Declared to Use Less Paper

Blitzer Farguson Doubts

Washington Sex Aid

Billier Quizzed Five Days After Murder of Rothstein

McRumms In With Penitence Before Arrest, Not a Fugitive, Associate Doctors—Police Trial Delayed

City Marshal Evicts Drug Store And the U. S. Revives It in Street

Seer and 'Miracle' Worker, 'Confidant' of Divinity, Held

R. T. Spalding, Accused of \$4,000 Forgery, Was Taken With the Accusers; Charge a Handy Repair Man

WIRE, RADIO, CABLE UNIFICATION IN U. S. IS ASKED BY YOUNG

Necessary to Keep Country Ahead of Other Nations, Senate Committee is Told

BITTER DEBATE STIRRED OVER WILSON'S ATTITUDE

Senators Doubt Statement That Late President Favored Clear Relations

Hoover to Delay World Court Move In Senate a Year

Following Proposed Signature of Senators, Republican Leaders Fear Details Before Congressional Session

THE HARDS WILL INSIST ON MAKING FUTILE FIGHT

Qualification of American Action is Expressed Generally in League Circles

SENATE TAKES UP TAX CUTS FRIDAY

Two Days' Debate Agreed On Its Speed by Reduction

OPPOSITION THOUGHT WEAK

Senators Favor Limitation of Tax If Not Disallowed

CONFESSES HE KILLED PROFESSOR LAST JUNE

Talks Newspaper Editor Handling Affairs Committee At School Run on Auto Ride

Eine vollkommen symmetrisch angeordnete Zeitungsseite

getrübt. Und ich tunkte meine Feder in hoffnungsfrohe Tinte, formte bedeutsame Sätze, schmiedete Kraftstellen wie: „... nur, wer den Glauben an sich behält...“, und war mit nachtwandlerischer Zähigkeit Chefredakteur und Herausgeber der 74 Jahre alten deutschen Zeitung in Newark im Staate New Jersey. Diese Stadt hat etwa 750 000 Einwohner, von denen 10 vH. deutschsprachige Amerikaner sind, aber leider nur 10 vH. die Zeitung lesen. Aber, sie lesen sie lange und intensiv. Wir hatten 50jährige und ältere Leser, und der Kreis ihrer politischen Belange umschrieb alle Schattierungen, vom rotesten Kommunismus bis zum äußersten reaktionären Flügel. Da man es sich nicht leisten kann, auch nur einen Leser zu verlieren, so war man verpflichtet, den politischen Leit-Ergüssen über die Vorgänge in der alten Heimat möglichst alle Farben des Regenbogens zu verleihen, wobei ohne Frage die Farbe der eigenen Auffassung eine stärkere Betonung erhielt.

Herrlich das ununterbrochene Arbeiten voller Verantwortung. Ich war von morgens um 9 Uhr und oft auch früher bis abends 8 Uhr in der Zeitung gefesselt. Danach hieß es, die Vereine, die das Rückgrat des Deutschtums ausmachen, besuchen und danach wieder zurück in die Presse, um zu kontrollieren, ob auch alles klappt. Die Zeitung ist eine Morgenzeitung, die täglich mit acht großen Seiten erscheint, Sonntags hat sie mit allen Beilagen 24 Seiten. Die neuesten Nachrichten erhält sie direkt durch einen Ticker, den ein Nachrichtenbüro in Bewegung setzt. Eine große Rolle spielen die Vereins- und Personalmeldungen. Nie fehlen darf der Leitartikel, der mit großem Eifer gelesen wird, und auf dessen Seite erscheinen die größeren Berichte über kulturelle, technische, wissenschaftliche und medizinische Neuerscheinungen, die von Agenturen der alten Heimat geliefert werden. Schwierig sind die neuesten Nachrichten wiederzugeben. Gegen Abend, so etwa um 8 Uhr, setzt die Hochflut ein. Dann rast der Ticker und speit breite Streifen langer Telegramme aus. Die Redakteure, alles famose, praktisch geübte Fachleute, arbeiten mit verteilten Rollen und übertragen aus-zum Teil verstümmeltem Telegrammstil die Nachrichten in knappes und gutes Deutsch. Denn der Ticker tickt Englisch.

Eine besondere Kunst ist die „Aufmachung“ der Zeitung, die drüben fachwissenschaftlich betrieben wird. Da stehen sich, schon in der Verwertung der Drucklettern, Nachrichten verwandtschaftlich gegenüber, die einander hassen. Die Überschriften müssen den Inhalt erschöpfen und in der Buchstabenzahl dem Raum angepaßt sein. Ich erinnere mich einer Überschrift aus einer andern deutschen Zeitung: *Lose Mutter verursacht Schiffsuntergang*. Bei näherer Betrachtung stellte es sich heraus, daß die „lose Mutter“ nicht etwa eine leichtsinnige Familienmama war, die den Kapitän und die ganze Besatzung durch ihr exzentrisches Benehmen um den Verstand gebracht hatte, es war vielmehr eine Schraubenmutter, die sich gelöst hatte und das Schiff steuerlos machte.

All die literarischen Arbeiten waren eine produktive Tätigkeit, die fortzeugend Neues gebären ließ. Anders die finanztechnische Seite des Unternehmens. Niemand ahnt in Deutschland, wie groß die Depression in U. S. A. ist. Der Mangel an Geld ist schmerzlich fühlbar und lähmt die Wirtschaft. Hat man drüben schon immer auf viele Dinge verzichtet, die hier Selbstverständlichkeiten sind, so ist jetzt das Leben von einer kaum zu überbietenden Eintönigkeit, dort, wo ich es kennenlernte. Weder liefert dir morgens jemand zum ersten Frühstück frische Semmeln ins Haus, noch putzt dir jemand die Stiefeln. Man geht also in eine Drogerie und nimmt seinen ersten Imbiß ohne die Poesie der Häuslichkeit ein und eilt ins Büro, vorbei an hastenden Menschen, umrauscht von Tausenden von Autos, durch ungereinigte Straßen in den tiefen Häuserschluchten, wo ein ewiger Zugwind saust. Im Büro ist Gedrücktheit und ein ebensolcher Mangel an Reklameaufträgen, wie eine immerwiederkehrende Anzahl von Zahlungswünschen. Die großen Warenhäuser erfinden wohl neue Methoden des Warenabsatzes, sie haben in letzter Zeit zum Teil ganz junge Leute als Leiter eingestellt, aber unsere deutsche Zeitung kommt kaum in die Zahlenreihe ihrer Berechnungen. Der Etat ist oben und unten gekürzt. Ich machte selbst Besuche zusammen mit dem Chef meiner Reklameabteilung und habe oft stundenlang antichambrieren müssen, bis man zum Allgewaltigen vordrang, dann hieß es, die Vorteile einer guten Reklame in der deutschen Zeitung in überzeugenden, alle Zweifel hinwegschwemmenden Worten auseinanderzusetzen — und das Ende war ein Händedruck, dem kein Auftrag folgte. Ich erklärte, man müsse das Geld zum Fenster herausschmeißen, damit es zu den Türen wieder hereinkäme. Man fand diese Bemerkung herrlich — aber man richtete sich nicht danach.

Und mit dem Wegbleiben der Reklameaufträge ist ein Unternehmen wie eine Zeitung in ihrem Nerv getroffen. Wohl gelang es mir, die Zirkulation zu erhöhen. Der Lesestoff wurde auf

New York



Eine Dame der Gesellschaft mit ihren Eidechsen

Associated Press



Amerikanische Mumifizierung



Ein Haus des Al Capone

Gulliland (Mauritius)



A. E. Johann
Aussicht aus einem New-Yorker Fenster



Luis Trenker
Künstlicher Golfgarten der Mary Pickford



Gefängniszelle

Gulliland (Mauritius)



Die Haus-Bar

Käte Witkower



Nachtlokal in San Francisco

Gulliland (Mauritius)

das sorgfältigste ausgewählt, bunte illustrierte, komische Beilagen erhöhten die Nachfrage, wir errichteten in New York ein Büro. Ich selbst schleppte die Zeitungen in der ersten Nacht, in der wir unsere Kampagne dort eröffneten, von Zeitungsstand zu Zeitungsstand — aber die mit Gewitterschwüle lastende Depression erstickte alle Bemühungen, der Zeitung jenen Auftrieb zu geben, wie ich es erhofft hatte. Dennoch war die Zeit für mich nicht nur lehrreich, sondern auch voller starker Eindrücke, die zum großen Teil eine beglückende Erinnerung hinterlassen. In den Vereinen fand ich viele Männer und Frauen, die mit bewundernswerter Zähigkeit am Erhalten deutscher Kultur arbeiten. Vor allem waren es die *Gesangsvereine*, die treu zum deutschen Lied und Wort standen. Trotzdem viele unserer deutschen Brüder dort drüben ohne Arbeit sind und einer sehr trüben Zukunft entgegensehen, fanden und finden viele von ihnen den Weg zu den Vereinen und singen tapfer mit. Sie sind pünktlich zu den Proben und müssen oft lange Wege zu Fuß zurücklegen, um mitmachen zu können. Auch ich habe im ersten Tenor mitgesungen. Hervorragend auch die sportlichen Vereine, und kameradschaftlich die ehemaligen Kriegsteilnehmer, die mich zu ihrem Vorsitzenden erwählten.

Es wird in Amerika — von kleinen Auswüchsen abgesehen — keine deutsche Parteipolitik getrieben. Man sieht über den großen Teich die alte Heimat in ihrer Geschlossenheit als die geliebte Mutter vieler verschiedenartiger Kinder, als die unsterbliche Empfindungswelt deutscher Art und deutscher Kultur. Man blickt hinüber in Liebe und Anhänglichkeit, mit jenem leisen, schmerzlichen Gefühl, das immer vorhanden ist, wenn aufrichtige Wünsche für besseres Wohlergehen vorhanden sind. Aus der zwangvoll primitiven Art, dort drüben zu leben, ist der Blick in die alte Heimat eine selbstverständliche Erholung, aus der ein jeder immer wieder Anregung und Kraft für den weiteren Kampf des Lebens schöpft.

Brennende Alphabete

Von

Paul Morand

1762 mußte jeder New Yorker noch selber eine Laterne vor seinem Haus anzünden.

Heute ist in der 42. Straße die ganze Nacht hindurch herrlicher Sommermorgen.

Man könnte beinahe weiße Flanellhosen und einen Strohhut tragen.

Die Theater, Night-Clubs, Kinos und Restaurants illuminieren ihre sämtlichen Tore;

unvorstellbare Lichtbrechungen; wunderbar farbige Regenbogen.

Über den Köpfen brüllen die Reklamen:

GILLETTE, KÖNIG DER RASIERAPPARATE . . .

KAUFT EUCH PRACHTMÖBEL . . .

ACHT TAGE IN MIAMI . . .

Die Wolkenkratzer verschwinden in halber Höhe,

und man sieht nur noch den Strahlenkranz ihrer Kuppeln in buntem Nebel verschwimmen.

Regen wird goldenes Wasser in goldener Luft.

Wie sagte doch jener General, der kürzlich

Nicaragua bombardiert hatte?

Hier sind seine Worte, in farbiger Schrift:

CHESTERFIELD-ZIGARETTEN KRATZEN NICHT IM HALSE.

(Deutsch von H. B. Wagenseil)



John Sloan

Amerikanische Landschaft

Von

Weare Holbrook

Die Amerikaner sind ein tüchtiges und selbstbewußtes Volk, das stolz darauf ist, in jeder Beziehung auf eigenen Füßen zu stehen — wenn man von den Verhältnissen auf der Untergrundbahn absieht.

Wenn der Amerikaner auf Reisen geht, so zieht er mit einer reichhaltigen Sammlung verschiedenster Daten bewaffnet aus, und der Zweck seiner Reise ist, vor allem festzustellen, ob die Wirklichkeit sich auch an die Angaben der Reisehandbücher hält. Er gleicht einem Fabrikdirektor auf einer Inspektionstour. Eine Kathedrale bedeutet ihm ein etwas unübersichtliches Gemenge von Geometrie und Geschichte — er wird so lange gebannt vor ihr stehenbleiben, bis er sich überzeugt hat, daß die Spitzbogen genau den auf Seite 337 seines Reisehandbuches festgelegten Vorschriften entsprechen.

In anderen Ländern offenbaren sich die landschaftlichen Schönheiten am besten in einer bestimmten Jahreszeit. So ist die englische Provinz am schönsten im Frühling, Norwegen im Sommer, Frankreich im Herbst und Süditalien im Winter. Aber für den, der die Lieblichkeit der amerikanischen Landschaft bewundern will, ist eine Jahreszeit so gut wie die andere geeignet. Plakatflächen und Benzinstationen sind glücklicherweise dem Wechsel der Jahreszeiten nicht unterworfen. Nichtsdestoweniger schwärmt der Amerikaner leidenschaftlich für schöne Landschaften. Wo immer er ein Stückchen malerischer Szenerie, ein paar Sträucher, einen blühenden Baum entdeckt, gräbt er es säuberlich aus und nimmt es nach Hause. Oder wenn die Szenerie zu schwer ist, um mitgenommen zu werden, umgibt er sie mit einem hohen Zaun, der sich selbsttätig mit Kaugummireklamen bedeckt.

Kein Besucher ländlicher Gegenden sollte es verabsäumen, den Volksliedern zu lauschen, die dem Herzen des amerikanischen Landvolkes so teuer sind. Es wäre übrigens schwer, ihnen nicht zu lauschen, es sei denn, man wäre stocktaub, da jeder Schuppen und jedes Bauernhaus mit einem Lautsprecher neuester Type versehen ist. Die Volkslieder wechseln von Woche zu Woche, aber ihr Thema bleibt stets das gleiche: synkopiertes Heimweh — jemand hat eine Person oder einen Ort verlassen und möchte in Begleitung eines Saxophons dahin zurückkehren. Woran man ihn begreiflicherweise hindern will.

Und hierin offenbart sich Amerikas Seele vielleicht am deutlichsten.

(Deutsch von Leo Korten)

Amerika philosophiert

Von

Alfred Stern

Amerika verzeichnet gegenwärtig eine Hausse in „Geist“. Theodor Dreiser schreibt Problemromane, umfangreich wie die Dostojewskis, George Santayana, der Philosoph der Harvard-University, verkündet einen als neu etikettierten „Critical Realism“, und James Watson eröffnet mit seinem Behaviorismus eine Art amerikanisches Konkurrenzunternehmen zur Psychoanalyse. Freilich, es gibt Skeptiker, die da meinen, Amerika verstehe unter „Geist“ ganz anderes als wir — so wie Fontane einmal behauptet hat, wenn der Engländer „Christentum“ sage, meine er Baumwolle. Ist es auch nicht das England Shakespeares und Humes, Shaws und Galsworthys, das da betroffen wird, so gewiß das mancher Diener der anglikanischen Hochkirche. Da fällt mir soeben die „Christliche Anweisung“ des englischen Theologen Baxter in die Hand: „Wenn Gott Dir einen Weg zeigt, auf dem Du rechtmäßigerweise mehr verdienen kannst als auf einem andern (ohne Deine Seele oder einen andern zu schädigen) und wenn Du dann das verschmähst und den weniger einträglichen Weg wählst, so widerstrebst Du einer der Bestimmungen Deines Berufes und weigerst Dich, Gottes Haushalter zu sein.“ Die Skeptiker meinen nun, so wie dem englischen Begriff des Christentums müsse auch dem amerikanischen Begriff des Geistes mißtraut werden. Tatsächlich will es manchmal scheinen, als wäre es nicht unberechtigt, zu behaupten: Wenn der Amerikaner Geist sagt, so meint er *prosperity* oder — was praktisch dasselbe ist — Dollar! Seit Jahrtausenden ringt die Metaphysik der alten Welt um ein absolutes Wertprinzip — Amerika, das glückliche, scheint es schon zu besitzen. Die Wertphilosophie der neuen Welt könnte vielleicht in einem einzigen Satz zusammengefaßt werden, der, frei nach Protagoras, lautet: „Aller Dinge Maß ist der Dollar“. Paradigmata dafür liefern in Fülle alle Gebiete amerikanischer Geistigkeit — Philosophie und Literatur nicht minder wie Recht und Religion.

Etwa zum Kapitel *Religion*: Seit undenklichen Zeiten ist Amerikas Geistlichkeit in zwei erzfeindliche Lager gespalten, das der „Modernisten“, die eine symbolische Deutung der religiösen Begriffe fordern, und das der „Fundamentalisten“, die für eine buchstäbliche Auffassung der Bibelworte eintreten. Auf dem jüngsten Bibelkongreß nun gab der Präsident der Fundamentalistenvereinigung über jenen „Kampf der Geister“ folgende aufschlußreiche Erklärung: „Nichts hält Modernisten und Fundamentalisten, diese grimmigen Gegner, zusammen als die Milliarden angelegter Dollars.“ Unmöglich könne man doch das von beiden Seiten in Colleges und Seminaren, Missionsanstalten und Verlagen investierte Kapital entwerten, und darum müsse der Kampf gegeneinander fortgesetzt werden — im gemeinsamen Interesse.

Nun wissen wir wenigstens, was in Amerika hinter „geistigen“ Kämpfen steckt.

Ein anderes Beispiel:

Die große christliche Bibelvereinigung „Broadway Temple“, New York, veröffentlicht einen Aufruf zur Zeichnung von Schuldscheinen „als fünfpro-

zentige Anlage im Seelenheil deines Nächsten. Broadway Temple soll eine Vereinigung von Kirche und Turmhaus sein, von Religion und Einkünften, von Seelenheil und fünf Prozent, und die fünf Prozent fundiert auf ethischem christlichen Grund.“ Vorsichtshalber wird allerdings noch hinzugefügt, die fünf Prozent seien nicht nur auf christlichem ethischen Grund fundiert, sondern überdies noch auf erstklassigen Grundbesitzhypotheken. Sicher ist sicher! Wenn schließlich der amerikanische Dichter seinem Publikum die übermenschliche Größe seiner Romanhelden nur durch genaue Rechnungslegung über deren phantastische Dollareinkünfte begreiflich machen kann — man denke etwa an die für den europäischen Leser unerträglichen Kontoaufstellungen aus Dreisers „Titan“ — oder wenn der amerikanische Richter dem betrogenen Ehemann sein Recht in Form eines Dollarbetrages zuspricht, als Äquivalent für die verlorene Gattinnenliebe —, dann wird noch deutlicher offenbar: Der Dollar ist der einzige, für den Durchschnittsamerikaner faßbare Wertmaßstab — für Waren ebenso wie für intellektuelle und moralische Größe, ja für Liebe und Tod.

Aus geistigen Voraussetzungen dieser Art allein ist die amerikanische Philosophie zu verstehen — als Dienerin der „prosperity“, als Methodologie des Dollarverdienens. Wie derlei möglich sei, fragt der naive Europäer, die Philosophie richte doch grundsätzlich ihren Blick auf überweltliche, überzeitliche Dinge! Gewiß — aber nicht in Amerika. Kant, der größte europäische Philosoph, spricht einmal von den psychologischen Motiven, die, allen Schwierigkeiten zum Trotz, immer wieder zu metaphysischen Untersuchungen drängen, und sagt da: „Es ist umsonst, Gleichgültigkeit in Ansehung solcher Nachforschungen erkünsteln zu wollen, deren Gegenstand der menschlichen Natur nicht gleichgültig sein kann.“ William James aber, der größte amerikanische Philosoph, erklärt das Gegenteil: „Das Absolute verwickelt mich in, wie ich finde, unannehmbare metaphysische Paradoxien. Aber ich habe genug Unannehmlichkeiten im Leben und will diese nicht noch dadurch vermehren, daß ich mich mit diesen logischen Inkonsequenzen belaste.“ Wozu nur noch zu bemerken wäre, daß James Professor der Philosophie an der Harvard Universität war, also gewissermaßen „von Amtswegen“ dazu verpflichtet gewesen wäre, mit jenen „Unannehmlichkeiten“ sich zu belasten.

Es gibt in Amerika zwei Arten von Philosophie — eine verschämte, die nach Europa schießt, und eine ungenierte, die reinster Amerikanismus ist. Die ungenierte hat den Vorzug, aufrichtig zu sein. Die europäistische Philosophie Amerikas, auf Rousseaus Zeitgenossen Jonathan Edwards zurückgehend — sie ist übrigens schon so gut wie ausgestorben —, schminkt sich Farben eines mißverstandenen europäischen Spiritualismus theologischer Nuance auf und mischt das meiste, was von Sokrates bis Leibniz gedacht wurde, zu einem Ragout — nicht alles, was gut ist, aber bestimmt alles, was billig ist. Die andere, moderne amerikanische Philosophie ist durchwegs Theorie der prosperity — ist Pragmatismus. Pragmatismus aber ist hundertprozentiger amerikanischer Geist — ja er ist *der* Geist Amerikas in ein philosophisches System gebracht. Seine erkenntnistheoretischen Begriffe sind der Bankpraxis entnommen, seine metaphysischen Gleichnisse dem Fußballsport entlehnt, sein Ziel ist die Erkenntnis dessen, was nützt, was den Wohlstand fördert. Und doch ist dieser Pragmatismus, philosophie-



(The New Yorker)

— Ich möchte um eine Auskunft bitten: wollen Sie meine Frau werden?

geschichtlich betrachtet, nicht ohne Bedeutung, nicht ohne Originalität. Wohl hatte es schon eine utilitaristische Ethik gegeben und eine utilitaristische Ästhetik, die das Gute beziehungsweise das Schöne dem Nützlichen gleichsetzten. Den Amerikanern aber blieb es vorbehalten, mit ihrem Pragmatismus auch eine utilitaristische Logik zu begründen, die das Wahre mit dem Nützlichen identifiziert.

Mit der unsentimentalen, praktischen Sachlichkeit des Kaufmanns, der einzig die Rentabilität seines Unternehmens im Auge hat, fragt darum *William James*, der große Systematiker des Pragmatismus: „Was ist, kurz gesagt, der Barwert der Wahrheit, wenn wir sie in Erfahrungsmünze umrechnen?“ Dies die eigentliche Kardinalfrage des Pragmatismus, der Mittelpunkt des ganzen Systems.

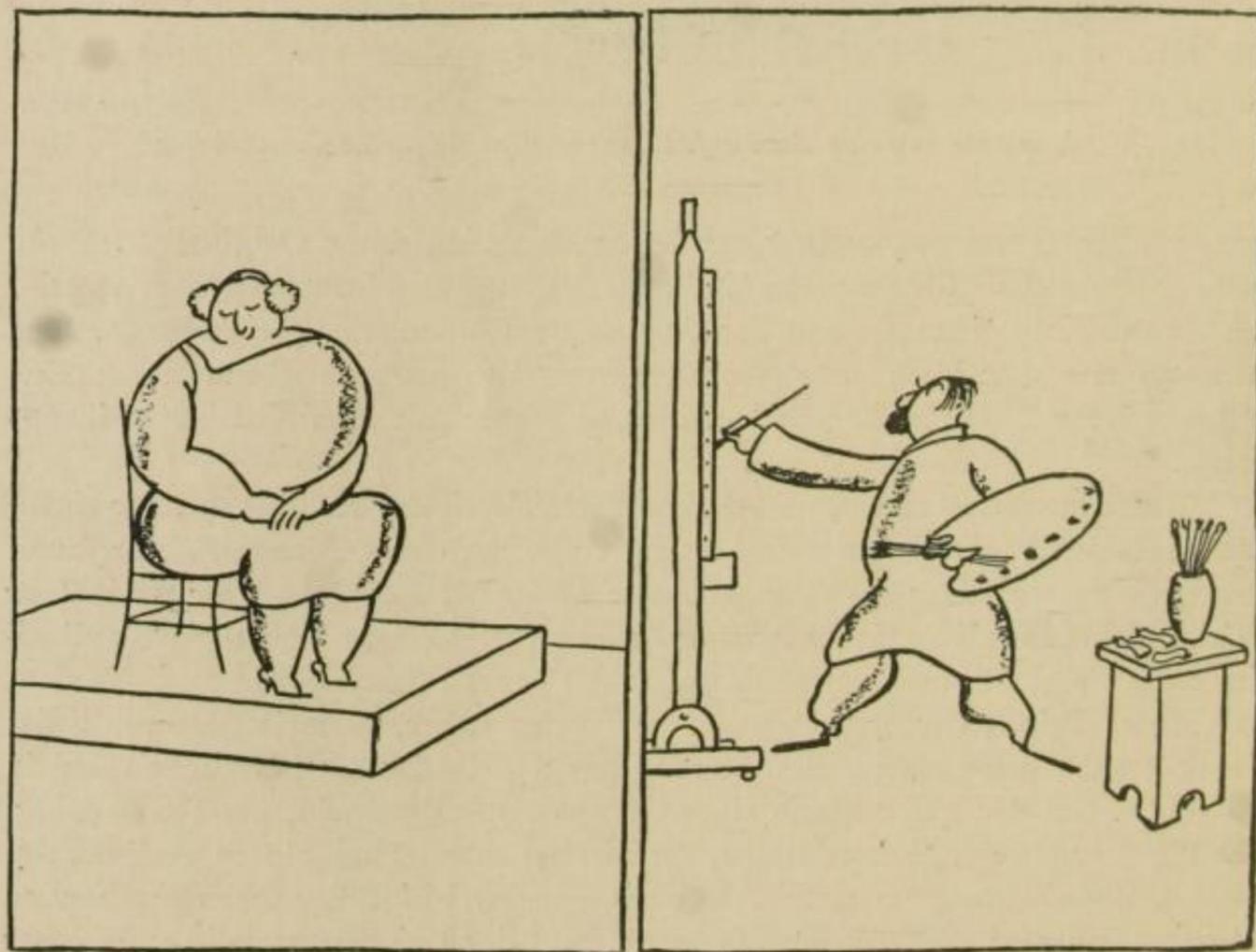
Charles Peirce, der erste Anreger der neuen Lehre, hatte ja „erkannt“, das Denken habe keine andere Bestimmung, als Regeln für das praktische Handeln zu geben. Um den ganzen Sinn eines Gedankens zu ermitteln, genüge es daher, die Handlungsweise zu bestimmen, die dieser Gedanke auszulösen geeignet sei. Ist die Entscheidung zu treffen, welches von zwei einander widersprechenden Urteilen wahr sei und welches falsch, so fragt der Pragmatist einfach: Welcher

Unterschied würde sich für das praktische Handeln ergeben, wenn das eine und nicht das andere Urteil wahr wäre. Resultiert dabei, daß die Handlung im Falle der Wahrheit des einen Urteils ebenso verlaufen würde wie im Falle der Wahrheit des andern, dann, so erklärt der Pragmatismus, liege überhaupt kein Problem vor, und jeder wissenschaftliche Streit sei müßig. Sinn habe das Denken ja nur dann, wenn es im Dienst der Handlung stehe, die Tat, das Pragma, sei der einzige Gegenstand der Erkenntnis. Ob die Welt „real“ ist oder „ideal“, diese alte philosophische Streitfrage erscheint darum dem Pragmatisten überhaupt nicht mehr als Problem, denn praktisch, in seinem Tun, muß sich ja der Idealist der Umwelt gegenüber genau so verhalten wie der Realist. „Die ganze Aufgabe der Philosophie“, so sagt James, „sollte lediglich darin bestehen herauszufinden, welchen Unterschied es für Sie und für mich in bestimmten Momenten des Lebens ausmacht, ob diese oder jene Weltformel die richtige ist . . . Theorien sind Werkzeuge!“

Wenn das nicht hundertprozentiger Amerikanismus ist, so wäre kaum zu sagen, wie er noch reiner herausdestilliert werden sollte.

Natürlich gewinnt der Amerikaner dadurch auch seine Unbefangenheit gegenüber allerhand metaphysischen Problemen zurück, und nicht ohne Witz fragt James nach dem Wert der monistischen Weltanschauung: „Die Welt ist ‚eins‘ — diese Formel scheint eine Art von Zahlenmystik zu sein . . . warum soll denn, allgemein betrachtet, ‚eins‘ erhabener sein als ‚43‘ oder ‚zwei Millionen und zehn‘?“

Nietzsche hat mit seiner Umwertung der Werte gelehrt, „wie man mit dem Hammer philosophiert“, der Amerikaner zeigt uns, wie man mit dem Messer

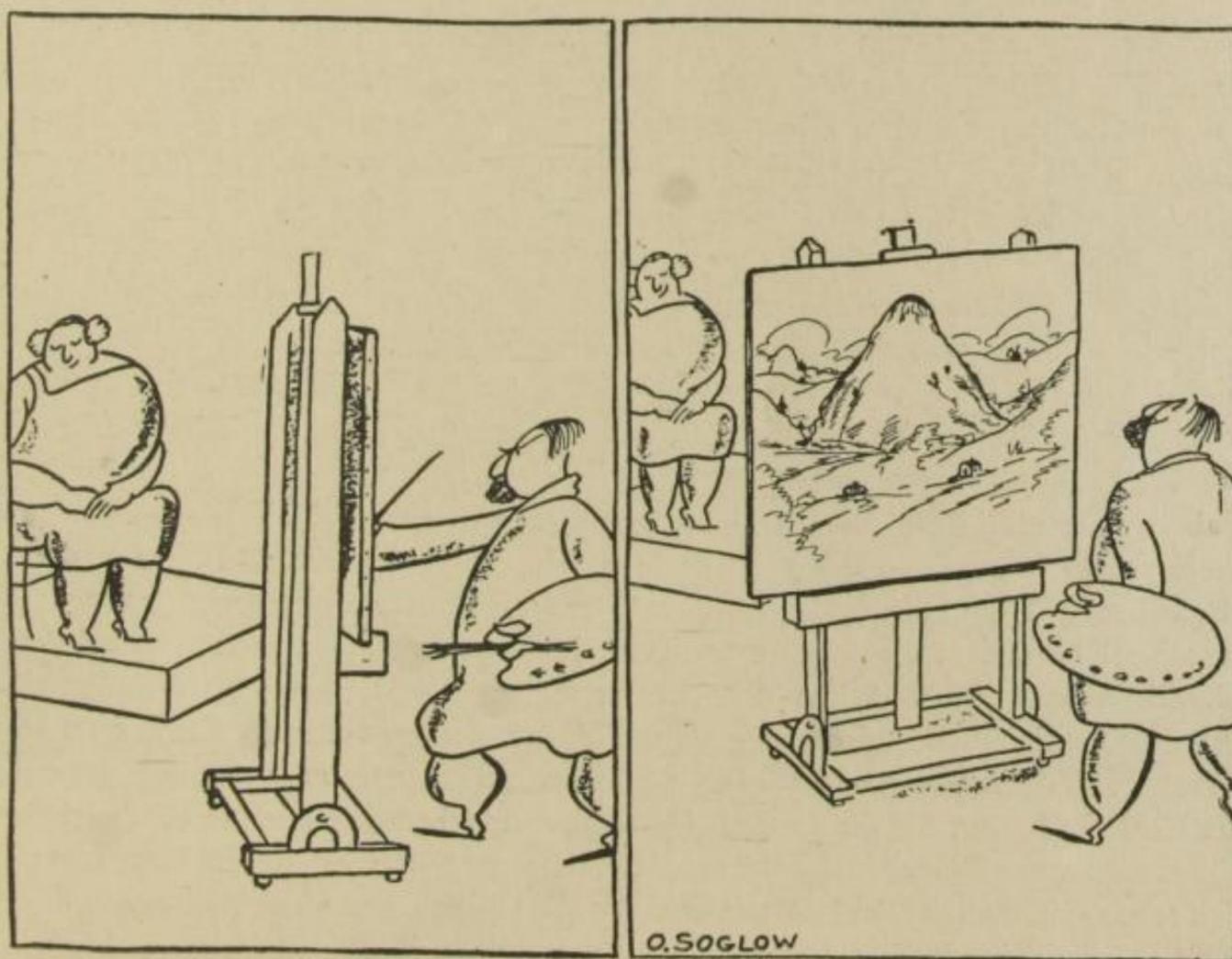


philosophiert. Indem er nämlich die Existenz aller Probleme leugnet, die keinen Einfluß auf sein Handeln ausüben, schneidet er ihnen die Füße ab, damit sie ihn auf seinem Wege zu erfolgreichem Tun nicht mehr verfolgen und stören können.

Aber erst mit seiner „Lösung“ des Wahrheitsproblems erhebt sich der Pragmatismus ganz auf die Höhe seiner Bestimmung als Philosophie der prosperity. Er erklärt es für unmöglich, daß das Weltbild des gesunden Menschenverstandes mit seinen Dingen, das des Physikers mit seinen Atomen und das des Erkenntnistheoretikers mit seinen Empfindungsinhalten *alle wahr* seien, denn infolge ihrer Verschiedenheit könnten sie nicht alle mit ein und derselben Wirklichkeit übereinstimmen. Darum sei es das beste, um diese Probleme sich gar nicht zu bekümmern und all jene Erkenntnisse für „wahr“ zu erklären, die *nützen*, die praktisch *lobnend* sind, die sich im Handeln gut bewähren, die *Erfolg* bringen, die die prosperity fördern oder — was fast dasselbe ist — die Dollar-Einkünfte vermehren helfen. Alle Urteile, die dies nicht vermögen, sind dann falsch. Damit hat der Pragmatismus wieder zu seinem Messer gegriffen und alle weiteren Probleme, die Wahrheit und Wirklichkeit aufgeben, abgeschnitten. Die Theorie macht dem amerikanischen Philosophen wenig Sorge — Hauptsache ist, daß der Weg zu erfolgreichem Handeln freigelegt ist.

Hat man dazu aber überhaupt einer Philosophie bedurft?

Es ist nun nicht nur philosophiehistorisch, sondern überhaupt geistesgeschichtlich höchst interessant, daß Amerika just mit seinem brutalen logischen Utilitarismus zum ersten Male *Einfluß auf die europäische Philosophie* gewinnen



konnte. Der Gedanke, die alte Welt, seit Jahrtausenden die Urheimat aller Philosophie, könnte jemals Geist und dazu noch philosophischen Geist aus Amerika beziehen, wäre vor noch nicht langer Zeit als Gipfel der Paradoxie geschmäht worden. Allein seit der amerikanische Pragmatismus gar in das Allerheiligste der europäischen Philosophie, in das abgründige Reich des Kantianismus, einzudringen vermochte, muß man jene scheinbare Ausgeburt einer perversen Phantasie wohl oder übel als Tatsache anerkennen. Hat doch der Hüter des Kantschen Erbes, der Begründer und Führer der Kant-Gesellschaft, der Schöpfer und Herausgeber der Kantstudien, Professor Hans *Vaihinger* — nach seiner eigenen Aussage — den Antrieb zu seiner berühmten *Philosophie des Als-Ob* erst durch die frühesten Äußerungen der pragmatistischen Bewegung Amerikas empfangen. Der Kantianer Vaihinger selbst wird heute geradezu schlechtweg als Pragmatist bezeichnet — so auch vom Berliner Philosophen Liebert —, obgleich er selbst den pragmatischen Wahrheitsbegriff formell ablehnt. Allein, wenn der Schöpfer der Philosophie des „Als-Ob“ etwa sagt, „die Fiktion sei ein legitimer Irrtum, . . . der das Recht seines Bestehens durch den Erfolg nachzuweisen habe“ oder: „das Denken diene einem andern“ und: „Alles Theoretische sei nur ein Mittel zum Praktischen“, so ist es zweifellos der „Geist Amerikas“, der Odem des Pragmatismus, der uns hier anweht. Auch Kants Kategorien haben sich von Vaihinger die unglaublichsten pragmatistischen Verrenkungen gefallen lassen müssen, und nicht wenig Mühe kostet es Vaihingers Gegner, Kant gegen seinen Protektor vor völliger Amerikanisierung zu schützen.

Was dem Pragmatismus übrigens zugute kommt, ist der Umstand, daß sich auch der Wahrheitsbegriff der europäischen Philosophie in einem Krisenstadium befindet. Auch hier, wie in Amerika, ist man von der Unhaltbarkeit der Übereinstimmungstheorie der Wahrheit überzeugt, — wenn auch aus anderen Gründen als jenseits des Ozeans. Die Wahrheit unserer Erkenntnisse nämlich vermag darum nicht aus deren Übereinstimmung mit dem Wirklichen abgeleitet zu werden, weil wir ja, um zu wissen, was wirklich ist, bereits im Besitze der Wahrheit sein müßten. Über die Wahrheit unserer Erkenntnisse gibt uns also nur ein subjektives Wahrheitsgefühl Aufschluß, das eine Gewähr für objektive Gültigkeit nicht bietet. Das Bedürfnis nach einem objektiven Kriterium der Wahrheit bleibt daher unbefriedigt. Hier springt nun der Pragmatismus in die Bresche, indem er die praktische Nützlichkeit der Urteile zum Kriterium ihrer Wahrheit erhebt. Praktisch nicht verwertbare Urteile stehen dann jenseits von Wahr und Falsch, womit alle Theorie dem Untergang geweiht ist.

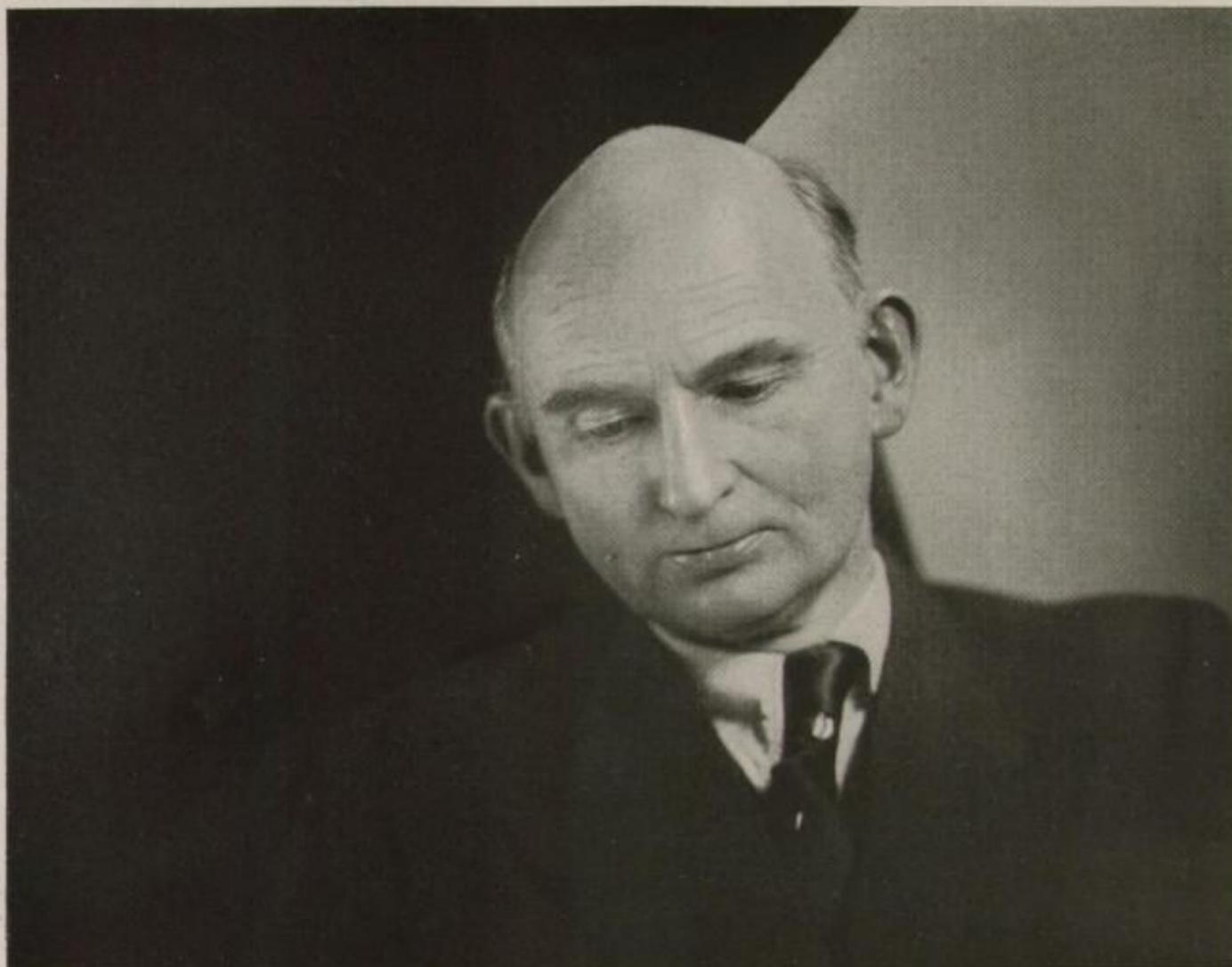
Es gibt angesehene deutsche Philosophen, die, ohne über die erkenntnistheoretische Undurchführbarkeit jener amerikanischen Kriterienlehre im Unklaren zu sein, dem Pragmatismus dennoch sein entschlossenes Einspringen als Verdienst anrechnen. Allein das, woran man sich „drüben“ hält, sind nicht die erkenntnisphilosophischen Tiefen, die der theoretisierende Geist Europas selbst im Pragmatismus aufspüren zu können glaubt; man hält sich vielmehr an die Rechtfertigung, die das großzügige Businessmachen nun auch unter „logisch-philosophischem“ Gesichtspunkt erhält. Wenn die Wahrheit in der Nützlichkeit sich erschöpft, dann ist der Utilitarismus für alle Gebiete unwiderleglich geworden; denn es gibt keine höhere Urteilsinstanz mehr gegen ihn.



Edwin W. Dickinson, Cellospieler (Oel)

Carnegie-Institut

Komponisten



Charles Ruggles



George Gershwin

Photos Andrew Foka

Arbeitspausen



Hemingway



Käte Wittkower
Dreiser



Upton Sinclair

Dr. Erich Salomon



Calder, Drahtplastik



Calder, Holzplastik

Doch noch eine spezielle Aufgabe hat die pragmatistische Philosophie in Amerika zu erfüllen: Es muß ja schließlich auch für die Kollegen von der theologischen Fakultät etwas getan werden, wo doch in ihren Institutionen „Milliarden Dollars“ investiert sind. Wohl ist der Pragmatismus empiristisch und positivistisch orientiert und lehnt jede Metaphysik „grundsätzlich“ ab. Allein, er läßt auch mit sich reden, er ist nicht kleinlich, er reitet keine Prinzipien. Unter Umständen läßt er also auch metaphysische Behauptungen als wahr gelten, sofern sie sich praktisch bewähren. Und darum steht er mit Religion und Theologie auf bestem Fuß. „Der Pragmatismus ist zu allem bereit“, sagt James, „als annehmbare Wahrheit gilt ihm einzig und allein das, was uns am besten führt . . . Wenn theologische Ideen das können, wenn speziell der Gottesbegriff sich hierbei bewährt, wie könnte da der Pragmatismus die Existenz Gottes leugnen? Er könnte gar keinen Sinn darin erblicken, ein Urteil, das praktisch so erfolgreich war, als unwahr zu betrachten . . . Wahr heißt alles . . . was sich als gut erweist.“

Ja — der Pragmatismus ist praktisch im doppelten Sinn. Den Unannehmlichkeiten eines Daytoner Affenprozesses setzt er sich keinesfalls aus!

Darum schließt er auch ein wunderbares Kompromiß zwischen Darwinismus und Religion und hat keinerlei Mühe, es dem amerikanischen Publikum begreiflich zu machen; denn klugerweise wendet er sich an den ausgeprägten *Sportsinn* seiner Landsleute, erklärt einfach das Weltgeschehen nach Analogie eines Fußballmatches und die Naturgesetze als Spezialfälle der Spielregeln des football.

Die Tatsachen des Darwinismus, so meint James, könnten nämlich ohne weiteres so gedeutet werden, daß ein göttlicher Plan sich in ihnen offenbart. „Das Ziel einer Partei im Fußballspiel ist ja nicht bloß, den Ball in ein bestimmtes Tor (goal) hineinzutreiben (wenn das so wäre, so könnten sie ja in einer dunkeln Nacht aufstehen und ihn ins Tor legen), sondern ihn hinzutreiben mittels eines festgelegten Mechanismus von Bedingungen, ich meine die Spielregeln und die Gegenpartei. *Ebenso* könnten wir sagen, ist das Ziel Gottes nicht nur, die Menschen zu schaffen und zu erlösen, sondern er will, daß dies durch die Tätigkeit eines ungeheuren Mechanismus der Natur sich von selbst vollziehe. Ohne die staunenswerten Gesetze und Gegenwirkungen der Natur, wäre die Schöpfung und Vollendung des Menschen ein viel zu einfaches Vollbringen, als das Gott es geplant haben könnte.“ (!)

Fehlt nur noch die modernste amerikanische Ethik: Ihr Schöpfer ist *Walter Lippmann*, Philosoph, Politiker, Mitarbeiter Roosevelts, Adlatus Wilsons während der Versailler Friedensverhandlungen, Herausgeber der *New York World*. Sein neues Buch „*A Preface to Morals*“ ist dem Amerikaner Offenbarung, mehr noch: Sensation! Seine Resultate: Die eigentliche Tugend ist die Selbstlosigkeit. Warum? Weil sie sich in der Praxis am besten bewährt. „In allen drei großen Bereichen des menschlichen Interesses, im Geschäftsleben, im Staatsleben und in den geschlechtlichen Beziehungen“ führt sie nämlich zu den erfolgreichsten Ergebnissen. Die Ethik ist eine Erfahrungswissenschaft, der Ethiker hat nur die eine Aufgabe, „den Menschen ihre wahren Interessen vor Augen zu führen.“ Also — der Ethiker als Führer zur prosperity, die Höhe des Dollar-Einkommens als absolutes Kriterium des Guten!

Panamerika komponiert

Von

H. H. Stuckenschmidt

Wer Autoritäten mißtraut (und welcher rechtschaffenen Schaffende täte das nicht) sollte immer versuchen so zu leben und zu denken, als hätte noch niemand vor ihm die Technik des Lebens und Denkens beherrscht. Mit der angeblichen Probatheit eines Verfahrens ist bekanntlich nichts bewiesen; Shaw hat es ausgeplaudert, daß die wissenschaftlichen Berufe Verschwörungen gegen die Laien sind, und was die Künstler betrifft, du lieber Gott! Objektivitäten? Absolute Gesetze? Beweismöglichkeiten? Empirie?

Es gibt kein wissenschaftliches oder künstlerisches Gesetz, das während der letzten zwanzig Jahre nicht mindestens dreimal über den Haufen geworfen wurde. Die Chance, mit sogenannten wissenschaftlichen Methoden der Kunst nachzuleuchten, ist nicht größer als die, einen mathematischen Lehrsatz in Akkorden auszudrücken. Es gibt komische Käuze unter den Kritikern, besonders unter denen der jüngsten Generation, die glauben, daß zum Beispiel die Musik eine unumstößliche Terminologie besitzt, und daß man infolgedessen zu evidenten Resultaten kommen könne. Nun existiert beides leider nicht einmal in der Mathematik (hundert gegen Einstein!), und wenn es in der Musik existieren könnte, so hätte das nächste Genie nichts Eiligeres zu tun, als den Porzellanladen der Begriffe zu zertrümmern. Eine Zeitlang maß man dieser Neigung zum Zertrümmern absolute Bedeutung bei; die jungen Künstler gewannen darin eine erstaunliche Fertigkeit, und es gelang ihnen, einen Teil des Publikums, an der Spitze die orakelnden Libertins der Presse, zu nasführen. Doch diese Sicherheit erwies sich als trügerisch; als kein Porzellan mehr übriggeblieben war, hörte auch das Talent der Destruktöre auf, und man einigte sich auf andre Ewigkeitsfixierungen.

Es wäre schön, wenn es Logarithmentafeln der Ästhetik gäbe; Tabellen nach Art derer, die man als Amateurfotograf über die Belichtungszeit zu Rate zieht, unfehlbare Systeme, an denen Art und Wert eines künstlerischen Phänomens sich ablesen ließe. Die apodiktische Sicherheit, mit der auch unqualifizierte Leute oft über Kunst urteilen, läßt auf den Besitz einer solchen Tabelle schließen; zu unsrer Erheiterung übersehen sie jahrelang, daß das Ding nicht funktioniert.

Nun geschieht irgend etwas ganz Tolles. Zum Beispiel untersteht sich ein Erdteil, den überlieferte Anschauung und Erfahrung zur künstlerischen Unproduktivität verdammt hat, uns mit Werken zu überfallen, die zweifelsfrei nicht aus den Gefilden des wissenschaftlich anerkannten Schöpfertums stammen. Etwa: amerikanische Komponisten veranstalten ein Konzert. Außer dem Yankee Doodle und der Washingtonpost und ein paar Niggerliedern liegt bisher nichts vor; also kann das nur ein Bluff sein. Man setzt die europäische Brille auf, man mißt Harmonie, Melodie, Orchesterklang und Faktur an gewohnten Vorbildern — und ist schon auf dem Holzweg.

Der Fall, von dem ich spreche, hat sich in Berlin und Paris wiederholt. Und jedesmal war nachher die Kritik aufs äußerste blamiert.

Ich erinnere mich an manches Unisono der entrüsteten öffentlichen Meinung, an die nahezu astronomische Regelmäßigkeit, mit der gegen Äußerungen von musikalischen Genies protestiert wurde; aber selten war man in so kordialer Übereinstimmung voneinander geschieden, wie an jenem Abend, als Ernest Ansermet, der Mathematiker unter den Dirigenten, Sinfonisches aus dem Land der Unbegrenzten Möglichkeiten serviert hatte. Es war im Dezember 1931, Bachsaal, und schon drei Monate später erschien der behende *Nicolas Slonimsky*, um in zwei Konzerten Ansermet zu übertrumpfen und noch nachdrücklicher für Jungamerika ins Zeug zu gehen.

Nun gibt es in der Tat nichts Vorurteilsloseres als den Stil, in dem diese teils jungen, teils bejahrten Amerikaner ihr kulturelles Nationalbewußtsein komponierend erhärten. Vor wenigen Jahren noch hielt man es für einen Witz, wenn einer sich aufs Klavier setzte, behauptend, so klinge moderne Musik. Die Vorstellung, man könnte mehrere unmittelbar benachbarte Töne in akkordische Verbindungen bringen, erschien so absurd, wie einst die Farbenanalyse des Neo-Impressionismus. Und doch war das schon im Debussyschen Klavierstil eingehend vorbereitet.

Die jungamerikanische Musik hat eine auffallende Vorliebe für solche Akkord-Formen. Den Anfang dürfte *Leo Ornstein* um 1912 in seinen Klavierstücken und später in der berühmten Violinsonate gemacht haben. Hier finden wir, neben einem Akkord aus den Tönen e-f-g-a-ais-h-c-cis-d-dis-fis auch die spielweise Fußnote: mit dem Daumen sind die e- und f-Tasten, mit dem Handballen g-a-h-c-d, mit den Fingern die schwarzen Tasten ais-cis-dis-fis anzuschlagen. Die Wirkung ist anfangs chaotisch; nach kurzer Zeit aber lernt man die Klang-



Iringard von Reppert

— *Wir können jetzt ruhig Beethoven spielen, es ist ja kein Mensch im Lokal . . .*

farben solcher Akkorde unterscheiden, und 1930 waren sie in Amerika so gebräuchlich, daß *Henry Cowell* in seinem aufregenden Buch „*New Musical Resources*“ (bei Alfred A. Knopf, New York) die theoretische Analyse der *Tone-clusters* unternehmen konnte.

Leo Ornstein gehört zu den interessantesten Komponisten jener anarchischen Periode, der die neue Musik bisher fast alle ihre sprachbereichernden Werte verdankt. In Rußland geboren, kam er elfjährig nach New York, wo er schon sehr jung Aufsehen als Pianist erregte. Seine ersten Kompositionen (Klaviersuite bei Hansen in Kopenhagen) sind puerile, russisch-melancholische Salonmusik, im Niveau etwa zwei Etagen unter Rachmaninow. 1911 muß er Schönbergs op. 11 gehört haben. Nun entsteht der radikale Bruch; die klangliche Analyse; der Stil der perfekten Dissonanz (*Préludes*, „*Impressions de Nôtre Dame*“).

In diesen Übergangswerken ist es sehr interessant, festzustellen, wie ständig eine impressionistische Grundhaltung durch konstruktive Unternehmungen durchbrochen wird; ein ähnlicher Vorgang, wie ihn gewisse Bilder Cézannes spiegeln, und wie er gedanklich in Bergsons Philosophie vorbereitet wird. Schon aus diesem Grunde erscheint Ornstein als eins der wichtigsten Profile in der amerikanischen Musik. Er hat seinen Nachfolgern — und wer von den jungen Panamerikanern hätte nicht von ihm gelernt! — eine Materialanalyse von äußerster Gründlichkeit und Kühnheit überlassen. Und selbst sein Beispiel, sein intellektueller Ernst, seine östliche Unerbittlichkeit sind als Gegengewichte für die Jazzjugend von hohem Wert. Ornstein ist 37 Jahre alt und lebt jetzt in North Conway, New Hampshire.

Henry Cowell ist der Systematiker der Gesellschaft, bei ihm nimmt die hemmungslose Experimentierfreude an allen Elementen der Musik sozusagen wissenschaftlichen Charakter an. Er verblüffte vor ein paar Jahren die europäische Kritik durch Klavierabende, an denen selbst George Antheils Kühnheiten in Schatten gestellt wurden. Er spielte nicht nur mit Armen und Fäusten, sondern er behandelte das Klavier als Harfe, zupfte an den Saiten, deren Klangfarbe er durch allerlei Dämpfungsmittel alterierte. Er benutzte in kammermusikalischen Vorführungen die altindianische „Donnerkeule“, ein Schwinginstrument, das barbarische, nie gehörte Töne von sich gibt. In der richtigen Erkenntnis, daß seine theoretische Begabung der kompositorischen mindestens gleichwertig ist, ging er mehr und mehr zur Wissenschaft über. Sein Buch erwähnte ich. Augenblicklich arbeitet er an einem Projekt von unerhörter Großzügigkeit: einer Art vergleichender Musikwissenschaft, die alle exotischen Musikkulturen Asiens, Afrikas und Amerikas in ihre Forschung einbeziehen will.

Sein Hauptverdienst aber liegt in der organisatorischen Arbeit, die er für eine Vereinigung aller amerikanischen Avantgarde-Musiker geleistet hat. Ihr verdanken wir die sensationelle Vierteljahresschrift *New Music*, die statt Aufsätzen über Musik die Kompositionen der modernen Komponisten selbst druckt. Von diesem Grundstock aus konnte dann die „Panamerikanische Komponisten-Vereinigung“ gegründet werden, zu deren eifrigsten Förderern der junge Deutsch-Amerikaner *Adolphe Weiß* gehört. Cowell ist Kalifornier, Jahrgang 1897, lebt bald in Berlin, bald in Menlo Park. Seine „*Synchrony*“, in der die *Tone-clusters*

einer polyphonen Idee dienstbar gemacht werden, haben wir 1932 unter Nicolas Slonimsky gehört.

Merkwürdig übrigens, wie groß augenblicklich Berlins Anziehungskraft für diese Musik-Amerikaner geworden ist. Als Antheil 1922 herkam, war es eigentlich guter Ton, in Paris bei Nadja Boulanger zu studieren. Jetzt leben hier ständig zwei der begabtesten Leute: *Roger Sessions* und *Aaron Copland*; die junge *Ruth Crawford* hat sich monatelang in Berlin aufgehalten, Cowell arbeitet hier in Hornbostels Phonogrammarchiv, *Marc Blitzstein* sah man in allen Charlottenburger Ateliers. Adolphe Weiß, der regelmäßig seinen Sommer in Berlin verbringt, hat allerdings stärkere Bindungen. Er stammt aus dem Schönberg-Kreis, studierte hier in der Akademie die Zwölftönenmusik an der Quelle und fühlt sich auch durch Abstammung in Deutschland halb beheimatet. Er ist technisch der gebildetste unter seinen panamerikanischen Kollegen; sein Handwerk umfaßt die Universalität der schönbergischen Systeme und die neuen „sonorités“ der transatlantischen Gruppe. Er hat in

„American Life“ die Synthese von Jazz, Tonecluster und Zwölftonreihe gefunden. Weiß ist einundvierzig, kommt aus Baltimore, bläst Fagott, lehrt junge New Yorker Kontrapunkt, schrieb Streichquartette, ein Chorwerk nach Aeschylus und etliche Orchestersachen.

Eine Art magischer Aura umgibt das Schaffen und die Existenz *Edgar Varèses*. Er ist der konsequenteste Outsider der Musikgeschichte, verzichtet auf ein Jahrtausend kompositorischer Erfahrung und geht, oft im Kampf gegen das Material, an seine Arbeiten mit einem mathematischen Plan. Die Titel seiner suitenartigen Symphonien sind „Oktander“, „Integral“, „Hyperprism“, im harmloseren Falle „Offrandes“ oder „Arcana“. Alles, was wir als Element und Achse unsrer Musik zu betrachten gewohnt sind, ist bei Varèse Nebenprodukt, Zufallserscheinung, unvermeidliche aber unwichtige Realisationsform. Daß er im Grunde, wie die meisten dieser begabten Leute drüben, impressionistisch vorgeht, lehrt uns allerdings der flüchtigste Blick auf seine Partituren. Hier ist alles Klangdynamik, differenzierte Farbschwingung, Chemie der Obertöne, sensuale Algebra. Im Crescendo und Decrescendo, in der Mischung von Schwellendem und Verklingendem entsteht ein tatsächlich ganz neuer Orchesterstil, neben dem etwa Schönbergs polychromste Partituren wie eitel Grau anmuten. Varèse



Covarrubias

Leopold Stokowski

betreibt in Paris die kühnste, voraussetzungsloseste kompositorische Versuchstation, von wenigen verstanden, von vielen ehrfürchtig beobachtet.

Zwei Neu-Engländer verdienen Interesse, merkwürdige Naturen von etwas altfränkischer künstlerischer Haltung bei aller Radikalität der kompositorischen Mittel. Der eine, *Carl Ruggles*, ist eine Schönberg verwandte Natur, mehr visionär als spekulativ veranlagt, mit überwältigend persönlicher Klangfantasie begabt, die in den herben „Portals“ für Streichorchester, in den spukhaften Bildern des symphonischen Ensembles „Men and Mountains“, im „Sonnenläufer“ nach Robert Browning sich eigensinnig, genialisch und mit einer aggressiven Innerlichkeit mitteilt. Auch sprachlich erinnert Ruggles an Schönberg, obwohl er ihm schulmäßig fernsteht.

Der andere, *Charles E. Ives*, ist mit seinen 58 Jahren fast ein Jahrzehnt älter als Ruggles und der Senior der ganzen panamerikanischen Gruppe. Er gibt seinen großen symphonischen Werken gern programmatische Erklärungen bei, er hat national-folkloristischen Ehrgeiz und neigt einem stilisierenden Realismus zu, der merkwürdigerweise in der Materialbehandlung zu ähnlichen Resultaten führt wie die spekulative Art Cowells oder Varèses. Über den zweiten Satz seiner IV. Symphonie, die dirigiertechisch verzwickteste Partitur, die ich kenne, schreibt er selbst: „Der zweite Satz ist kein Scherzo im üblichen Sinne des Worts, sondern eher eine Komödie — erregender, leichter, weltlicher Lebensweg wird in Kontrast gesetzt mit den Prüfungen der Pilger auf ihrer Wanderung durch sumpfige und unwirtliche Länder . . . Der Traum, die Fantasie endet mit einem Einspruch der Wirklichkeit — dem Volksfest am 4. Juli, mit Blechmusik, Trommelchören usw.“

Das klingt straußisch, aber nur im Programm. Musikalisch hat es nichts mit Strauß zu tun; eher mit Strawinsky oder Milhaud (wenn man 30 vH Amerika, 30 vH Innenleben und 30 vH persönliche Handschrift dazu rechnet).

Antheil, Copland und Sessions brauchen in Deutschland nicht vorgestellt zu werden; sie sind die interessantesten, fortschrittlichsten, vielseitigsten Talente, doch alle drei noch nicht zu einem eigentlichen Oeuvre gelangt. Für ihre Propaganda sorgt teils eine literarische Schutztruppe, von der sich die Persönlichkeit Ezra Pounds merklich abhebt, teils die *Cos Cob Press* mit ihren vorbildlichen Drucken jung-amerikanischer Partituren, teils die von Minna Lederman virtuos redigierte Quartalsschrift „Modern Music“, das bestinformierte Spezialorgan für neue Musik.

Von der Größe und Zielsicherheit dieser schöpferischen Bewegung macht man sich in Europa keine Vorstellung. Überall tun sich Schulen, Gruppen, Anhängerschaften zusammen; von Boston bis Florida, von Mexiko bis Seattle ist die Kultur organisiert. Ein Katalog, den Claire Reis im Auftrag der International Society for Contemporary Music herausgab, zählt neben 164 weniger wichtigen 55 wichtige Komponistennamen auf, darunter allerdings Herren älterer Schule wie Carpenter, Chanler, Loeffler, Sowerby und Wetzler sowie die Gruppe Achron, Bloch, Gruenberg, Saminsky. Bemerkenswert ist aber, daß (im Gegensatz zu Irving Berlin) der Jazzkomponist *George Gershwin*, Schöpfer der Rhapsodie in Blue, für würdig befunden wird, in dieser Highbrow-Gesellschaft zu verkehren, die sonst Jazz kaum dem Namen nach zu kennen scheint.

U.S. ABC

Amerika ist eine Bezeichnung, die nur in *God's own Country* und in Europa für die Vereinigten Staaten anzuwenden ist. Der Reisende, der außerdem noch Kanada oder Lateinamerika aufsuchen will, wird sich zweckmäßigerweise merken, daß die Einwohner von Montreal oder Buenos Aires die Monopolisierung des Namens Amerika durch die Gegend zwischen Mexiko und Kanada übelnehmen.

Bootlegger wird in Amerika der gute Samariter genannt, der die in der Prohibitionswüste Verdurstenden mit (alkoholreichem) Getränk versieht. Wohnt man in einem Hotel, so wende man sich vertrauensvoll an den *Bellboy*, den Hotelpagen, der einem für ein paar *Bucks* (Dollars) das Nötige besorgt. In der Gegend des New-Yorker *Broadway* erhält man die gewünschten *Bottles* im nächsten „Delikatessen“, der *Barker* (Ausrufer im Rundfahrauto) ist auch in dieser Beziehung entgegenkommend, namentlich wenn man ihn *Buddy* (Kamerad) anspricht. Wenn alle Quellen ausgetrocknet sind, frage man getrost einen

Cop, zu deutsch einen Schutzmann. Der weiß am besten Bescheid, wird aber vorsichtshalber *Officer* angeredet. Mit dieser Anrede dürfte der Reisende mittlerweile vertraut sein, denn der erste Amerikaner, mit dem er auf amerikanischem Boden zu tun hat, ist der *Customs Officer*, der Zollbeamte. *Tips*, also Trinkgelder, sollten diesem nur von Leuten angeboten werden, die entweder durch angeborene Nonchalance oder langjährige Übung in der Lage sind, das unbemerkt zu tun. Unter dieser Voraussetzung und der weiteren, daß sie in *Cash* (bar) sind und zwischen zwei und fünf Dollars betragen, werden sie gern genommen. Sie garantieren, daß man nach der Revision auch alles wieder in seine Koffer hineinbekommt und Bücher wie *Candide*, *Lady Chatterleys Lover* oder die *Contes drolatiques* nicht im nächsten amerikanischen Buchgeschäft neukaufen muß.

Depression ist das große Modewort des heutigen Amerikas, des Amerikas ohne *Dough* (Geld vom *Dime*, dem Zehn-Cent-Stück, bis zur *Million Dollar*). Wer auch heute noch *Dough* für kleine Mädchen springen lassen kann, ist ein *Darling*, im Superlativ, also wenn er es dauernd und dabei nur für eine bestimmte tut, ein *Daddy*, wofür auch die Form *Sugar Daddy* gebräuchlich ist. Bezeichnungen wie *Dame* und *Doll* sollte man auf bessere weibliche Bekanntschaft möglichst nicht anwenden, desgleichen ist Fluchen mit *Damn it* verpönt. Man gewöhne sich rechtzeitig an die gleichstarke, aber ungleich feinere Form *Darn it*.

Ellis Island, die Einwanderer- und Deportationsinsel, wird der Leser dieser Zeilen totsicher nicht kennenlernen, es sei denn, daß er eine Leserin ist und sich auf dem Dampfer die Feindschaft einiger alter Amerikanerinnen (*Spinsters*) wegen zu ausgiebigen Flirts und allzu häufiger Mondscheinpromenaden auf dem Bootsdeck zuzieht — was zu telegrafischen Denunziationen führen kann. Die *Elevated* ist die (fürchterlich schmutzige) New-Yorker Hochbahn, der *Elevator* aber der in jedem Haus befindliche, meist elegante Fahrstuhl. *Elefanten* in Zeitungskarikaturen stellen die republikanische, *Esel* die demokratische Partei dar. *Elche* dagegen sind eine Bruderschaft, eine Art Fastnachtsorden, ähnlich der *Schlaraffia*. Das *Empire State Building* ist das höchste Gebäude der Welt und steht in der

Fifth Avenue, die vor Jahrzehnten einmal die vornehmste Straße der Welt war. Heute wohnen *Follies Girls* und was sonst noch schön und teuer ist, in der *Park Avenue*. *Frisco* ist eine Bezeichnung, die nur Seeleute und auch die nur in mindestens hundert Meilen Entfernung vom Goldenen Horn auf *San Francisco* anwenden dürfen — wobei deutschen Besuchern dieser schönsten Stadt Amerikas noch zu raten ist, niemals vom Erdbeben, sondern immer vom *Feuer* zu sprechen, das diese Stadt 1906 zerstörte. Von wegen der Ansprüche gegen deutsche Versicherungs-Gesellschaften nämlich. *Ferry* heißt die Fähre, die zwischen New York und New Jersey pendelt. Zum *Commodore* eines Ozeandampfers sage man *Ferry-Captain* aber nur, wenn die Seekrankheit einem Selbstmordabsichten eingegeben hat. Einen

Golddigger kann nur ein *Greenhorn* für einen Menschen halten, der in den Hügeln Californiens nach *Nuggets* gräbt. Ein *Gentleman* weiß, daß dieses Wesen heute ein *Girl* ist, das die Hosentaschen von *Babbitts* als die fündigsten Stellen ansieht und in Reinkultur in Hollywood lebt. Der *Gangster* ist Chicagos Geschenk an die Kulturwelt. *Gin* ist das Nationalgetränk Amerikas und darf nicht mit *Ginger Ale* verwechselt werden. *George* heißen sämtliche

Pullmandiener sämtlicher amerikanischer Eisenbahnen. Die *Giants* sind eine berühmte New-Yorker Baseballmannschaft. Die *G. O. P.* steht für *Grand Old Party* und ist ein bescheidener Untertitel der Republikaner. *Graft* zerfällt in *honest* (ehrliche) und gemeine Bestechung, wobei *honest graft* das ist, was nach Meinung aller anständigen Amerikaner nun einmal bei einem bestimmten Posten zum Gehalt zuverdient werden muß, damit der Beamte leben kann. Das *German Vice* hieß schon in früheren Zeiten in Amerika so.

Hoover hatte schon eine *Hell of a time*, seine Wiederwahl durchzusetzen, bevor er uns *Heinis* (Spotname für die Deutschen in Amerika) sein Moratorium gewährte. Seitdem die Amerikaner kaum noch für *Horn & Hardart* (Amerikas Aschinger) genügend Geld aufbringen können, stehen die Aktien des Mannes, der vor seiner ersten Wahl die Ausrottung der Armut versprach, schlecht. *Hearst* ist der Zeitungskönig Amerikas, aber noch lauter als er schreit *Joe Humphreys*, der Ansager aller großen Boxkämpfe seit Jeffries Zeiten. Der *He-Man*, auch *Cave-Man* oder Höhlenmensch geheißen, ist das Ideal aller unverstandenen amerikanischen Frauen, die anderen zwei Dutzend haben sich inzwischen dem *Hooch* (Alkohol jeder Art) ergeben. Der *Hollandtunnel* läuft nicht unter dem Ozean bis nach Amsterdam, sondern unter dem *Hudson*, und ist, genau wie die Negerstadt *Harlem*, eine Sehenswürdigkeit. *Halloh* ist das meist gesprochene, unverfänglichste Wort der amerikanischen Sprache, nur soll man es — als Fremder — nicht gerade zur Nachtzeit in einer dunklen Straße zu einer alleingehenden Dame sagen, wenn man nicht Bekanntschaft mit *His Honor*, dem Richter des Nachtgerichts, machen und zu zehn Tagen Arbeitshaus verurteilt werden will.

Intercourse ist eine Sache, von der man in Amerika niemals, niemals, niemals spricht, trotzdem es, zumal mit dem Epitheton ornans „*Sexual*“ versehen, nicht unwesentlich zu der Eroberung und Aufschließung Amerikas beigetragen hat. Jedenfalls sollte man, bevor man sich mit solchen Dingen einläßt, den *Justice of the Peace* besucht haben. Der *Immigration Officer* dagegen, den man noch an Bord des Ozeandampfers begrüßen konnte, hat nichts mit diesen Dingen zu tun, trotzdem er für die ordentliche Einwanderung zu sorgen hat. Deutlich aussprechen wird das Wort nur der *Judge* in der Scheidungskammer, wenn er aus Diskretion nicht den Ausdruck *Intimate Relations* vorziehen sollte. Im Urteil allerdings wird nachher doch nur *Incompatibility* (bitte nicht die Zunge abbrechen, es heißt Unverträglichkeit) oder *Cruelty* (Grausamkeit) stehen. Die Untergrundbahn in New York heißt, nebenbei, *I. R. T.*, *Interborough Rapid Transit Company*. Besonders interessant nachmittags um fünf und morgens um drei Uhr.

Kidnaping ist nicht erst seit der tragischen Lindberghaffäre einer der lohnendsten Erwerbszweige der amerikanischen Verbrecherwelt. Menschenraub um des Lösegelds willen hat es schon zu Zeiten *Kid Carsons* (des berühmtesten amerikanischen Grenzers, viel berühmter als Buffalo Bill, Texas Jack, Sitting Bull und Al Capone) gegeben. *Korking* ist die amerikanische Lautmalerei, für die wir einstmals *Knorke* gebrauchten. *Kentucky Home* ist das schönste Heimwehlied der Welt und hat internationale Geltung. *Kept Women* gibt es in Amerika nicht, sie leben aber — in New York — zwischen der 72. und 96. Straße vom Broadway bis zum Riverside Drive herunter. Wir nennen sie Freundinnen, und auch in Amerika sieht man in dem bezeichneten Distrikt die schönsten, nettsten, feinsten und angenehmsten Frauen der ganzen Stadt. Ihre Wohnungen heißen in der amerikanischen Presse, wenn in ihnen einmal etwas passiert, poetisch

Love nest und sind, wenn man den Beschreibungen der amerikanischen Reporter glauben will, meistens phantastisch eingerichtet. So eine Geschichte ist für die Skandalzeitungen dann durchweg ein *Lucky Strike*, ein glücklicher Treffer, während im normalen Tagesleben *Lucky Strike* die meistgerauchte Zigarettenmarke (neben *Chesterfield*, *Old Gold* und *Camel*) ist. Über die *Statue of Liberty* sollte man eigentlich keine Witze mehr machen. Höchstens das bissige Wort von Jannings, der der Jungfrau mit der Gebärde des Fackeltragens den Ausspruch unterlegte: Auch auf Sie haben wir nicht gewartet. *Liberty Cabbage* (Freiheitskohl) hieß im übrigen während des Krieges unser gutes Sauerkraut in Amerika, jetzt mundet es den Yankees schon lange wieder unter seinem alten deutschen Namen.

Manhattan ist nicht nur ein Highball, sondern auch der Kern von New York, die Insel, die der Holländer *Peter Minuit* den Indianern vor dreihundert Jahren für 24 Dollar abkaufte. Sie geht von der *Battery* (wo das deutsche Generalkonsulat steht) bis zur *Bronx* (wo man den

gleichnamigen Cocktail auch nicht kennt). Auf ihr liegt der *Great White Way*, der Broadway mit seinen *Movies* und *Midnight Shows*, dem *Madison Square Garden* und jener anderen Sehenswürdigkeit von New York, der *Morgue* (Totenschauhaus). Im Umgang mit Zeitungsleuten, die einem am schnellsten Eingang zur *Morgue* — besichtigungshalber — verschaffen können, bedenke man aber, daß im Zeitungsjargon *Morgue* auch das Archiv einer Zeitung heißt. Also klar ausdrücken, was man sehen will!

Neddick wird der Fremde im heißen New-Yorker Sommer an jeder dritten Straßenecke lesen können. Dort wird köstlicher Apfelsinensaft ausgeschenkt, das schönste Getränk, das Prohibitions-Amerika populär gemacht hat. Zu einem *Neger* sollte man, wenn man nicht sehr stark und boxgewandt ist, nie *Nigger* sagen. Und selbst die höfliche, abstrakte Bezeichnung *Negro* sollte man immer mit großem N schreiben, weil die Negerrasse seit Jahren darum kämpft. *Negro Spirituals* sind echtste amerikanische Musik, nur wirken sie in *Night Clubs*, die der Fremde in Harlem aufsucht, meistens deplaziert. *New Jersey* ist der Nachbarstaat von *New York*. Trotzdem das Fährgeld dahin über den Hudson nur fünf Cents beträgt, sollte es nie ein Herr für eine befreundete Dame bezahlen. Noch immer besteht der *Mann Act*, ein Gesetz gegen den Mädchenhandel, dessen Voraussetzungen eben mit der gemeinsamen, vom Manne bezahlten Überquerung der Staatsgrenze erfüllt sind.

O.K. (gesprochen *OKay*) sagt der Amerikaner, wenn er das ausdrücken will, was der Deutsche mit *all right* von sich gibt. *Observation Car* heißt der letzte, der Aussichtswagen in einem Luxus-Pullmanzug (siehe *Shanghai Expres*). Kluge Leute benutzen diese Wagen allerdings nicht, ohne sich vorher ihr ältestes Zeug anzuziehen und ein heißes Bad zu bestellen. *Operators* heißen die Damen vom Amt und in allen privaten Telefonzentralen, die, ach so beglückend schnell, Verbindungen selbst über den ganzen Kontinent herzustellen wissen und immer freundlich bleiben müssen, so sehr man auch schimpfen und toben mag. *Oysters* sind wirklich das Volksnahrungsmittel in New York, in Coney Island kostet ein Dutzend zehn Cents.

Penthouse — der Traum aller Europäer, die längere Zeit in Amerika wohnen müssen, das kleine Häuschen, das amerikanische Architekten auf die Flachdächer von Wolkenkratzern setzen und das zu wahnsinnigen Preisen vermietet wird. Wunderbar geeignet zu allen möglichen *Parties*, seien es einfache *Dinner-*, *Bridge-*, *Birthday-* oder die schwierigeren *Cocktail-*, *House-warming* und *Lease-breaking Parties*. Für *Necking Parties* dagegen sind die altmodischen *Porches* (Veranda) oder die Autos am mitternächtlichen *Riverside Drive*, dem *Chambre separee* von New York, besser. Die *Postal Telegraph* ist eine der großen Telegrafengesellschaften Amerikas, der *Pawnbroker* (Straßenschild drei goldene Kugeln) ist der Pfandleiher, *Pork and Baked Beans* und *Sweet Potatoes* bilden die amerikanischen Nationalgerichte. Von *Prosperity* soll man in Amerika lieber schweigen. O rühre, rühre nicht daran.

Quarantine ist der Punkt, wo der Europadampfer jenseits des Ozeans zum erstenmal Anker wirft. Die letzten Meilen vor der Quarantine sind die Ozeanstrecken, auf der die meiste Besäufnis zu verzeichnen ist, weil bei Ankunft in der Quarantine die Alkoholvorräte des Schiffes unter Zollverschluß gelegt werden müssen. *Queens* ist ein Stadtteil von New York, von dem man genug gesehen hat, wenn man über die große Ausfallstraße *Queens Boulevard* gerast ist. *Queu* nennen die Amerikaner, was wir früher Schlange nannten; das Schlange stehen der Arbeitslosen um eine Tasse Kaffee und ein Stückchen Brot ergibt aber die *Breadline*, die man seit zwei Jahren überall beobachten kann. Das

Roadhog (Chausseeschwein) stellt auch auf Amerikas Landstraßen keine beliebte Erscheinung dar; der Europäer, der mit den amerikanischen Verkehrsgesetzen nicht Bescheid weiß oder Angst vor der Unmenge Autos hat, halte sich rechts. Die *Roaring Forties* (41. bis 50. Straße) sind der Vergnügungsbezirk auf Manhattan. Mißvergnügte nennen sie die *Boring Forties*, die langweiligen Vierziger. Vergnügter muß es schon früher im *Red Light District* zugegangen sein, aber die Gasthäuser zur *Roten Laterne* sind, in New York wenigstens, schon seit geraumer Zeit geschlossen worden. Man decke seinen Bedarf in den sogenannten *Call Houses*, deren Telefonnummern einem nur der beste Freund verrät. Auf telefonischen Anruf wird die — vorher ausgesuchte — Ware frei ins Haus zugestellt. *Real Estate Agenten* sind Bestien, im gewöhnlichen Leben heißen sie Grundstücksmakler. Vorsicht ist immer am Platze. Einen *Rodeo* (Wildwestschau) im *Madison Square Garden* sollte man um keinen Preis versäumen. Es lohnt sich heute noch. Das

Social Register ist der Gotha von New York, alle feinen Familien, bei denen also die Art, wie sie ihr Geld gemacht haben, schon vergessen worden ist, stehen drin. Wer eine Mesalliance eingeht, fliegt dagegen raus. Amerikas *Sweetheart* war lange Zeit Mary Pickford, aber seitdem sie sich die Haare schneiden ließ — und alt wurde — ist es Joan Crawford. *Strip Poker* ist eine besonders feine Abart des gewöhnlichen Haus-, Speakeasy- oder Schiffspokers; der jeweils Verlierende muß ein Kleidungsstück ausziehen. Irgendwo findet diese Pokerpartie dann schon ihr natürliches Ende. New Yorks Untergrundbahn heißt *Subway*, sein Bolle *Sheffield*, seine Wolkenkratzer, viel hübscher als im Deutschen, *Scyscraper*, seine üblen Wohnviertel *Slums*, sein übelstes Haus *Stock Exchange*. Jeden Abend von elf bis zwölf gibt es am Radio die schönste wohltuendste Musik in der *Slumber Hour*. Sage zu einem Amerikaner „*Son of a bitch*“ und du bist deines Lebens nicht mehr sicher, sage zu ihm das gleichbedeutende, aber völlig unverständliche „*Son of a gun*“ und er wird dich lachend umarmen.

Tammany Hall heißt die politische Organisation, die seit Jahrzehnten die Stadt New York beherrscht — und ausplündert. Walker, der Bürgermeister, und Smith, der ewige Präsidentschafts-Kandidat, sind ihre besten Vertreter, der *Tiger*, reißend, beutegierig, stark und geschmeidig, ihr Symbol in der Karikatur und im Wahlkampf. Eine Straßenbahn heißt nicht *Tramway*, sondern *Trolley*. Man benutze sie aber ebenso wenig wie ein Taxi, wenn man es eilig hat. Dem *Traffic* entgeht man nur, wenn man unter die Erde flüchtet. *Traffic-Jams* (Verkehrsstörungen) sind aber sehr beliebte, immer hingennommene Entschuldigungen für Zuspätkommende. *Tabloids* sind die besondere Art von Bilderzeitungen, die Amerika entwickelt hat und die Nachrichten überhaupt nicht mehr, dagegen um so mehr und um so bessere Skandale enthalten. Sehr amüsan einmal zu lesen. Aber man lasse sich von seinen Bekannten dabei nicht abfassen. Es schadet dem Ruf.

Union Square, um die vierzehnte Straße herum gelegen, war ursprünglich ein Platz, der der Staatenunion gewidmet war. Heute benutzen ihn die radikalen *Unions* (Gewerkschaften) für ihre Demonstrationen, wobei die amerikanische Polizei meistens demonstriert, wie gut sie den Gummiknüppel anzuwenden weiß. Billige, aber nicht ganz ungefährliche Art, amerikanische Demokratie, amerikanische Gedankenfreiheit in der Praxis zu studieren! Aber da es immer beim Gummiknüppel bleibt, hat der *Undertaker* (Beerdigungsunternehmer) wenig Freude von den Demonstrationen. *Usher* heißen die Platzanweiserinnen in den Theatern, und *Ukulele* ist eines der Musikinstrumente, die Amerika der Welt bescherte (obgleich sie in Hawai erfunden und jetzt wahrscheinlich in Markneukirchen hergestellt werden). Mitglied der

Vice Squad, der New Yorker Sittenpolizei zu sein, ist eine der lohnendsten Beschäftigungen. Einer, so kam neulich heraus, sparte von einem Gehalt von 3600 Dollar jährlich 50000 Dollar in knapp vier Jahren. Der *Valet* im Hotel ist der Mann, der Hosen bügelt, Knöpfe annäht, Schuhe zum Besohlen annimmt und sonst für die Adrettheit des Gastes sorgt. *Veterans* aber nennen sich die Amerikaner, die in irgendeine Beziehung zum Krieg gekommen sind und sei es auch nur, indem sie einmal einen Kasernenhof von innen sahen. Daraus leitet ihr Verband, die *American Legion*, auch die Helden-Gewerkschaft genannt, jetzt das Recht ab, den Staat finanziell zu ruinieren, so daß es noch gar nicht ganz ausgemacht scheint, wer denn nun eigentlich den Krieg gewonnen hat.

Weltschmerz und *Wanderlust* braucht der Deutsche, wenn er diese Wörter jemals anzuwenden Gelegenheit hat, nicht übersetzen. Sie sind mit Kindergarten, *Wurst*, Sauerkraut, Frankfurter, Lagerbeer, Hausfrau, aber auch mit solchen Charaktergegensätzen wie Gemütlichkeit und Schadenfreude, unverändert in den amerikanischen Sprachgebrauch übergegangen. *White Rock* dagegen muß man sich einprägen, weil man das zu einem guten Glase *Whisky* braucht, wenn man nicht stark genug ist, ihn *pure* zu trinken. Der *White Collar Man* ist der Stehkragenproletarier, die *World Series* aber die Weltmeisterschaft im Baseball, Höhepunkt eines Jahresablaufs.

Xmas steht im Amerikanischen immer da, wo Christmas stehen sollte. Und ist das einzige Wort unter X, das eine Erwähnung verdient. Wobei gesagt werden soll, daß in Amerika alle Feiertage, Weihnachten, Ostern und Pfingsten, nur einen Tag lang gefeiert werden. Unsern zweiten Feiertag kennt man drüben nicht.

Yankee ist bei weitem nicht eine Bezeichnung für alle Amerikaner, sondern nur für diejenigen, die in Neuengland, also um Boston herum leben. Außerdem gibt es noch einen Base-



Herbert Lehmann

— Nächsten Winter soll ich für meinen Wiener Club nach Lake Placid, aber ich traue mich gar nicht hin. Mein amerikanischer Onkel wird mich anpumpen . . .

ballverein, dessen *Yankeestadion* bekannt als Schauplatz des Weltmeisterschaftskampfes Schmeling-Sharkey (des verunglückten) war. *Yeast* ist die Erfindung eines Herrn Fleischmann aus Chicago, der damit Millionen verdiente, weil er den Leuten einzureden verstand, daß *Yeast* — Hefe in seiner Zubereitung — die Verdauung befördere. *Yeah* aber ist die unübersetzbare, in tausend Modulationen und Variationen gebrauchte amerikanische Silbe, die mit einem Schlage die stärksten Lobestiraden, die wildesten Zukunftsprophezeiungen und die größten Aufschneidereien abschneidet. *Yeah* wird im Deutschen erst noch erfunden.

Zero schließlich steht im Amerikanischen für Null, wer aber telefonieren will, muß für die Null einfach den Buchstaben *o* aussprechen, wenn er verstanden werden will. Wobei noch zu bemerken ist, daß man nicht wie in Deutschland beim Anruf je zwei Zahlen zu einer Zahlengruppe zusammenfaßt, sondern jede Zahl einzeln ausspricht. Der *Zoo* ist in Amerika eine Angelegenheit des Volks. Eintritt frei. Philosophische Betrachtungen würde man also an einem Sonntagnachmittag im Sommer besser an anderer Stelle versuchen. Auch für Rendezvous ist er wenig geeignet, wenn man nicht Wert darauf legt, einander zu verfehlen.



— Du hast in New York zu viel getrunken, Bubi, aber die Seereise wird dir gleich guttun . . .

MARGINALIEN

Ankunft in der amerikanischen Krise

Ein Freund, der lange in Europa in einem journalistischen Beruf tätig war, beschreibt mir seine Ankunft in Amerika so: Schon wenn man vom Schiff kommt, sich ein Auto nimmt, gewahrt man eine Folge der Krise, und keine unangenehme: der Schofför ist höflicher, zur Hilfeleistung bei den Koffern bereiter, als die Schofföre vor Jahren waren. Mein Autolenker dankte sogar für das Trinkgeld, — was einen durch Europa verzärtelten Amerikaner angenehm berührt.

Wenn man Freunden telefonierte, ist man erstaunt, um wieviel besser der Telefondienst nun funktioniert. Diese Folge der Krise erklärt man so, daß die

Leute sich jetzt lieber ein paar Brötchen kaufen, als daß sie an der Strippe die Gefühlsergüsse ihrer Rendezvouspartner einsaugen. Weniger erfreulich wirken sich andere Sparmaßnahmen aus! Bisher, wenn man zum Beispiel ein Dienstmädchen engagieren wollte, rückte man die Anzeige am Sonntag ein. Eine meiner Bekannten versuchte das vor kurzem. Es kamen bloß sechs Briefe, von Unbrauchbaren. Sie versuchte das gleiche nochmals am Donnerstag: sie konnte sich vor Telefonanrufen nicht retten, das Telefon schrillte und klingelte den ganzen Tag. Es meldeten sich über hundert, größtenteils brauchbare, tüchtige Mädchen. Alle, die man

frug, warum sie sich am Sonntag nicht gemeldet hätten, meinten: „Am Sonntag kaufen wir uns keine Zeitung, das ist für uns zu teuer.“ Die Folge dieser und ähnlicher Sparmaßnahmen ist, daß heute tausende Reklamefachleute und Journalisten brotlos sind.

Eine sehr eigentümliche Erscheinung ist jetzt zu beobachten: man kocht im Privathaushalt gar nicht mehr im früheren Sinn. Vielleicht ist dies nur eine vorübergehende Mode, wie man auch in Deutschland zur Zeit der Revolution aus gleichen Motiven von Nahrung in Pillenform sprach. Um heute in Amerika zu kochen, bedarf es nur einer elektrischen Kochplatte und eines Büchsenöffners. Dies trifft besonders auf die gepflegten Haushalte zu. Die Gemüsehändler in den guten Vierteln verkaufen, wie sie sagen, fast gar kein frisches Gemüse mehr, sondern nur noch Obst. Die Dosenahrung ist allerdings in bester Form. Die Fabriken kaufen nur ausgewählte Ware, haben erstrangige Köche, was sich bei Markenartikeln, die einen großen Ruf gewinnen, durch die Menge des Konsums bezahlt macht. Man hat alle Fleischsorten, alle Arten Geflügel in Büchsen. Ferner zwanzig Sorten von Suppen, Hummer, Krebse, alle Arten von Gemüse aus Florida und Kalifornien, alle Obstarten, die direkt vom Baum in die Büchse wandern. Es gibt auch Wiener Frühstücksbrötchen in Dosen, die nur fünfzehn Minuten im Ofen zu Ende gebacken werden. Man hat auch schon geschlagene Schlagsahne in Dosen, ferner Frühstücksschokolade, dann auch flüssige Schokolade zum Uebergießen von Puddings und sonstigem, fertig käuflichen Gebäck.

Uebrigens haben die Arbeitslosen den Verkauf des frischen Obstes in die Hand genommen und betreiben ihn auf der Straße. Einer sagte mir, daß es ganz gut ginge. Er verdiente als Maschinist 23 Dollar die Woche, hatte aber einen Betriebsunfall. Er zeigte

mir seine Hand, die fürchterliche Narben aufwies, sozusagen Bisse des Ungetüms Maschine. Jetzt verdient er nur 15—18 Dollar die Woche (man muß bei solchen Angaben die immerhin höheren New-Yorker Preise, zum Beispiel Wohnungspreise, in Betracht ziehen). Er ist im Hinblick auf die viel ärgere Situation der andern zufrieden!

Wie leben die ehemals ganz Reichen, die einen großen Teil ihres Vermögens verloren haben? Durch Zufall kann ich jetzt hie und da einen Blick in diese Welt werfen. Ich war auf Wohnungssuche. Ich wollte nicht mehr in meinem teuren Hotel wohnen mit seinen kleinen Zimmern, mit seinen Privatbadezimmern von einem Ausmaß, daß man gleich von der Tür aus ins Bad steigt. Ich wollte auch keine Wohnung nehmen, für welche ich einen Vertrag hätte unterschreiben müssen, da ich nicht wußte und weiß, ob ich in New York bleiben kann oder nach der Westküste fahren muß. Auch hatte ich nicht Lust, in einem der muffigen boardinghouses unterzukriechen, die mit den schönen, gut verwalteten Fremdenheimen von München und Berlin nicht in einem Atem zu nennen sind. Da fand ich in einer Zeitung die Anzeige eines eleganten Zimmers mit Privatbad und eigener Kochnische. Ich telefonierte und machte mich auf den Weg.

Ich fand die Straße in der Nähe der Fifth Avenue. Das Haus, das mir am Telefon bezeichnet wurde, war, wie ich jetzt sah, ein Palais, gegenüber dem Palais Rockefeller. Ich zögerte, läutete aber trotzdem an. Ein Diener führte mich zu einem der paar Fahrstühle und fuhr mich in den fünften Stock. Das Zimmer selbst war herrlich eingerichtet, komfortabel, ein großes Prisma voll Licht, da sich kein Wolkenkratzer in der Nähe des Hauses befand. Das Bad fand ich sehr schön, die Kochnische abenteuerlich... Auch Bedienung schien da zu sein — in

Amerika eine Seltenheit! In solchen Fällen muß man sich sonst eine Aufwartefrau nehmen, was im Monat für eine halbe Stunde täglicher Bedienung 10 Dollar = 40 Mark kostet. Der Diener stellte sich als Mannheimer heraus, seine Frau — das Stubenmädchen — ist Frankfurterin. Als ich mit ihnen Deutsch sprach, sagten sie mir im Vertrauen, daß sie beide jetzt das ganze fünfstöckige Haus in Ordnung zu halten hätten, da außer ihnen nur noch ein belgischer Koch da sei. Früher wären noch vier Leute dazu angestellt gewesen. Im selben Stock sei noch ein ebenso großes Zimmer wie dieses, das auch Privatbad hätte, und gleich diesem als Fremdenzimmer gedient hätte. Ferner noch drei kleinere Zimmer, die zusammen ein Badezimmer hätten, frühere Mädchenzimmer. Alle diese Räume seien vermietet, ebenso die einzelnen Zimmer des vierten Stocks. Keiner der zehn Mieter sollte — programmgemäß — vom andern etwas wissen, auch sollten Besucher keine Ahnung haben, daß ein Teil des Palais vermietet werde. In den unteren drei Stockwerken wohnten die Eltern mit drei Kindern, die aus ihrer Privatschule genommen wurden. Der Preis des Zimmers war der für New-Yorker Verhältnisse niedrige von 150 Mark — die Leute schätzten die Verhältnisse richtig ein, waren kulant. Abends rief ich nochmals an und wurde von der Hausfrau empfangen. Sie verlange gesellschaftliche oder geschäftliche Empfehlungen, aber auch nur formhalber. Sie sagte mir, daß bloß der fünfte Stock vermietet wäre. Den nächsten Tag zog ich ein.

Die wirtschaftliche Lage der Leute ist folgende: der Mann hat durch Wochen hindurch jede Woche eine halbe Million Dollar verloren, sie haben noch Aktien, noch Liegenschaften von großem Wert, die in der Krise unverkäuflich sind. Die vermieteten Räume dieses Hauses bringen ihnen

etwa 360 Dollar im Monat, womit sie die Wohnung aufrechterhalten können, das Personal bezahlen. Dabei können sie ihre gesellschaftlichen Verpflichtungen erfüllen, Gäste empfangen, Bridgeparties geben usw. Keiner ihrer Gäste kennt ihre Situation, und sie können sogar mit einiger Ruhe warten, bis die Kurse anziehen, die Krise etwas von ihrer Schwere verliert. Dies ist ein krasser Fall, aber kein unsymptomatischer!

Amerika ist aber trotz der Krise das gleiche geblieben, in seiner großartigen, optimistischen Kraft, in seiner unheimlichen Besserwisserei gegenüber der Natur, einer Besserwisserei, die — sagen wir einmal — aus seinem Pioniertum kommt. Den zweiten Tag nach meiner Ankunft ging ich in Queens Borough spazieren. Ich erfreute mich an einem grünen Rasenteppich, wollte nähertreten, um seinen frischen Duft zu atmen. Was sah ich, o Schrecken! Das Gras war kein Gras, sondern eine wie Gras gestaltete Masse von Schiefer und Asphalt. Der Stadtrat hat beschlossen, die Natur tüchtig zu beschämen! Dieses Gras kennt nicht die Krise vom Sommer und Winter, aber auch die andere Krise nicht, um die wir uns bekümmern. *Karl Lohs*

Während seines ganzen Lebens wurde Alexander Dumas mit Plagiatsklagen verfolgt. Keinen seiner Romane soll er selbst geschrieben haben. Alle stammen von „Negern“. Besonders gut Unterrichtete schwuren, Maquer habe die Bücher von Dumas geschrieben. Was ist das aber gegen den Vorwurf, den die *Los Angeles Review* dem großen französischen Romancier macht? „Das Szenario zum Film ‚Die eiserne Maske‘ hat einen französischen Schriftsteller — Alexander Dumas — veranlaßt, diese Episode in seinem Roman ‚Le Vicomte de Bragelonne‘ aufzunehmen. Dem Schriftsteller ist dabei nur der Vorwurf zu machen, daß er den von Douglas Fairbanks so meisterhaft behandelten Stoff ein wenig zu frei bearbeitet hat.“

Politische Köpfe

Der amerikanische Senat ist vielleicht die politisch unabhängigste Körperschaft der Welt. Mehr ein Klub von Politikern als ein Parlament, hat er zwar einen Vorsitzenden, der sogar gleichzeitig Vizepräsident der Vereinigten Staaten ist. Aber der gute Charles Curtis, seiner Rasse nach halber Kaw-Indianer, darf den Mund nur auf tun, um die Sitzungen zu eröffnen und zu schließen. Ansonsten tut der Senat, was ihm beliebt, und gegen den Willen eines einzigen Senators können in der Regel die übrigen Fünfundneunzig nicht ankommen. Zum Senat streben also alle Politiker, die sich auszeichnen wollen. Der Senat ist deswegen eine Sammlung von sonderbaren Charakteren und Typen.

Da ist der, uns in Deutschland bekannteste, Senator William E. Borah von Idaho. Der glänzendste Redner des Senats. Vorsitzender des wichtigsten, des Ausschusses für Auswärtige Angelegenheiten. Ein Mann aus dem wilden Westen, in seinem Aeußeren, in seiner Art, sich zu geben und zu sprechen. Wenn eine Borah-Rede bevorsteht, sind die Tribünen immer ausverkauft. Er ist ein wütender Gegner der französischen Nachkriegspolitik, er ist der einzige Befürworter einer Annäherung Amerikas an Rußland, und er ist schließlich ein warmherziger Freund Deutschlands. Angeblich soll er mit Luthers Frau, Katherina Borah,

verwandt sein, aus der gleichen Familie stammen. Da er der belesenste Mann der amerikanischen Politik ist, scheut sich jeder, sich mit ihm in eine Diskussion einzulassen.

Ihm beinahe gleichgeordnet an Bedeutung ist Reed Smoot, Vorsitzender des Finanzausschusses. Weckt man ihn nachts um drei aus dem Schlaf, dann ist er imstande, sämtliche Paragraphen sämtlicher Schuldenabkommen runterzurasseln, die Amerika mit europäischen Staaten getroffen hat. Er stammt aus Salt Lake City und ist in der Mormonenkirche einer der geistigen Führer. Engländer, Franzosen und sonstige, die jetzt nach Abschluß des Lausanner Vertrages Schuldennachlaß von Amerika wünschen, werden einen harten Stand bei ihm haben. Während Borah arm wie eine Kirchenmaus ist, gehört Smoot, wie es einem guten Mormonen zukommt, zu der Millionärsklasse. Nebenbei: siebzig Prozent aller Senatoren sind Millionäre.

Dazu gehört auch der Senator, der noch am ehesten in Amerika die Richtung repräsentiert, die Hitler in Deutschland angibt: David Reed aus Pennsylvania. In Hamburg gab es in der ersten Nachkriegszeit einen berühmten Einbrecher, den man, seiner Eleganz wegen, den „Lord von Barmbeck“ nannte. Dave Reed könnte nicht nur, was Eleganz, sondern auch was Haltung, Mienenspiel, innere Einstellung

KURHOTEL

MONTE VERITA BEI ASCONA
SCHWEIZ

REDUZIERTE PREISE • PENSION AB RM 11.— • GOLF,
TENNIS • DIÄTKÜCHE • PROSPEKTE AUF ANFRAGE

und politische Methoden betrifft, in Anlehnung daran der „Lord von Pittsburgh“ genannt werden. Er ist Vorsitzender des militärischen Ausschusses; wichtiger aber ist, daß er der Vertrauensmann und Rechtsberater des drittreichsten Amerikaners, des Londoner Botschafters und früheren Schatzministers *Mellon* ist.

Tom *Heflin*, Alabama, war, bis er bei der vorigen Wahl durchfiel, die bunteste Persönlichkeit im Senat. Sein Steckenpferd: der Papst und die katholische Gefahr. Seine Gegner, also die Anhänger des derzeitigen katholischen Präsidentschaftskandidaten *Al Smith*, boten ihm schließlich ein Kriegsschiff an, damit er vor dem Hafen von New York den Papst abfangen und ihm eine Schlacht liefern könnte. Sein größter Kummer: Reporter machten seinen Sohn auf einer Reise von Havanna nach New York betrunken und brachten das Bild in alle Zeitungen. *Heflin* behauptete nämlich, er und seine Familie seien absolut trocken.

Tom *Walsh* von Montana, seines hängenden Schnurrbarts wegen das Walroß genannt, machte sich einen Namen als Enthüller des größten Skandals seit Panama, des Teapotdome-Skandals. Er wäre längst Präsident der Vereinigten Staaten, wenn sein Heimatstaat Montana nur größere Bedeutung hätte und größere Wählermassen auf die Beine stellen könnte. Er wirkt wegen dieses Mißstandes leicht melancholisch.

Jüngster ist — oder war bis vor kurzer Zeit — „Fighting Bob“ *La Follette*, Sohn des einstigen progressiven Präsidentschafts-Kandidaten. Er kam schon mit dreißig Jahren in den Senat, bezeichnet sich als Republikaner, ist, wie sein Vater, ein Progressiver, und dürfte in seiner inneren Einstellung dem am nächsten kommen, was man in Europa einen Sozialisten nennt. Er ist ein schöner Mann, trotzdem er keinen Wert darauf legt.

Royal Copeland dagegen, der Senator von New York, legt Wert darauf und hat dabei auch Erfolg. Er ist von Haus aus Arzt, aber heute dürfte er nicht mehr nötig haben, zu praktizieren. Er schreibt dafür jeden Tag einen medizinischen Artikel für die *Hearst-Zeitungen*, spricht zwei- oder dreimal wöchentlich über Radio und hat sich dadurch eine Anhängerschaft erzogen, die ihn von politischen Organisationen fast ganz unabhängig macht. *Copeland* ist in New York ein Schlagwort. Und das weiß sein Träger.

Gleichwertig dem Titel Senator ist im politischen Amerika nur noch der Titel Secretary, der da angewandt wird, wo wir Minister sagen. Der erste ist der Secretary of State, der Außenminister *Stimson*. Ihn als „Wrong Horse Harry“ zu bezeichnen, ist eine Bosheit, trotzdem er manchmal in seiner dreijährigen Laufbahn als Außenminister auf das falsche Pferd gesetzt hat. *Stimson* ist vom Typ der Grandseigneure, und für die Erfinder des Spitznamens dürfte er nur Verachtung hegen. Die gleiche Verachtung, die darin zum Ausdruck kommt, daß er, der schwerreiche Mann, uralte Schlipse, aufgesprungene Kragen trägt und eigentlich niemals richtig gekämmt ist.

W. Sch.

Unter Kollegen. Im Gefängnishof von Newgate. Die Gefangenen werden spazierengeführt. Zwei Sträflinge verständigen sich über die wichtigsten Daten ihrer Lebensgeschichte.

— Wieviel? — fragt der eine.

— Fünf Jahre — antwortet der andere resigniert.

— Grund?

— Ich habe die First Birmingham Bank beraubt. Und du?

— Zehn Jahre.

— Grund?

— Ich war es, der sie gegründet hat.



Der neue schwarze Typ (Die Filmschauspielerin Sidney Fox)

Universal



Hollywooder Architektur

Atlantic



Indianerzelt

Casparius



Die Stadt, die Murnau für seinen Film „Sonnenaufgang“ aufbaute (1927)

Die Filmschauspielerin Myrna Loy



„Glamor“ — das neue Schlagwort

New York, Sommer 1932

Mit gemischten Gefühlen melde ich den Tod des Wortes Sex appeal. Die Sache selbst wird wohl in absehbarer Zeit nicht sterben, aber das Wort ist bereits ersetzt durch ein anderes: Glamor. „Sex appeal“ war ein herzlich dummes Wort, und das Dümme daran war, daß es überhaupt erfunden und in Umlauf gesetzt wurde zur Bezeichnung von etwas, was die Menschen immer gefühlt haben, ohne es zu benennen. Hollywood mußte kommen, die Epoche der amerikanischen Prosperität mußte kommen, um eine Lücke des Wortschatzes zu entdecken dort, wo er Hunderte blitzender Brillantfacetten, aber keine Scheidemünze bot. Und so entstand das fürchterliche „Sex appeal“, indem eine Tafelrunde von Filmgeschäftsmännern sich über den englischen Gegenwert des *Je ne sais quoi* den Kopf zerbrach, ein frisch von den Rattenexperimenten seiner Universität kommender junger Mann schüchtern „sex appeal“ in Vorschlag brachte und ein Präsident sich auf die Stirn schlug und ausrief: „Da haben wir's!“ Der junge Mann war zu schüchtern, um zu erklären, daß er es so ernst gar nicht gemeint hatte, und bald erfuhr die Filmwelt und durch sie die Welt, was sie so genau gar nicht hatte wissen wollen, daß all die vergötterten Helden und Heldinnen die Sexualität der Zuschauer angesprochen hatten. Aber in einem Amerika, dessen Hauptproblem der nackte Hunger ist, wird das amerikanische Wort für nackte Liebe zu Grabe gelegt zusammen mit manchen anderen Produkten des falschen Schönwetterjahres 1928.

Glamor ist ein altes feines Wort, das sich zunächst die Filmbranche mit ihrer Vorliebe für alte feine Dinge angeeignet hat. Man findet es nur in den großen Wörterbüchern, es bedeutet Glanz, Glanz einer Erscheinung, Glanz eines Werkes, eines Lebens, einer Lei-

stung, einer Abfuhr, einer Arie usw. Glamor bedeutet heute, wie aus Hollywood mitgeteilt wird, mehr und weniger als Sex appeal. Es gibt Sterne, die ins zweite Treffen gerückt waren, weil es ihnen an Sex appeal fehlen sollte, und die jetzt wieder in den Vordergrund treten dürfen, weil das Luchsauge der Direktion Glamor in ihnen entdeckt hat. Ich brauche Ihnen das Wort nicht näher zu erklären, denn Sie werden es bald bei sich in Deutschland haben, der Filmverleih wird Glamor fordern. Man könnte es provisorisch mit sachlichem Glanz übersetzen.

*

Glamor ist das, was *der neue Capone-Film* in sich hat. Sie kennen ihn nicht; Sie müssen sich aber nur fragen, wie ein Capone-Film beschaffen zu sein hat, von dem man in Amerika auch heute noch ein Geschäft erhofft. Es handelt sich um den Film „Scarface“, den der junge Millionär Howard Hughes für 750 000 Dollar, also 3 150 000 Mark hat herstellen lassen. Eine hübsche Summe, besonders heutzutage, aber ein Pappenstiel gegen die Herstellungskosten des Fliegerfilms „Hell's Angels“, den der junge Hughes gegen den Rat aller Sachverständigen, und zwar dreimal hatte drehen lassen, den jeder für einen Reinfluss hielt und mit dem er doch auf seine Kosten kam. Der Capone-Film unterscheidet sich von den paar Dutzend Gangsterfilmen, die wir schon haben, abgesehen von einem Plus an Authentizität und einem Plus an Leichen, lediglich durch Glamor. Soviel ist in einem Film überhaupt noch nicht gemordet worden wie in „Scarface“. Es soll auch furchtbar echt darin zugehen, alle Reporter, die sich seinerzeit um die Aufklärung bestimmter Morde besonders bemüht hatten, sind zur Bearbeitung der einschlägigen Manuskriptteile herangezogen worden. Der Glamor des Films soll übrigens in der Hauptsache von dem wunderbar

gangsterhaften Milieu herrühren. Es sei unmöglich, heißt es, bei „Scarface“ nicht das Gruseln zu lernen. Es wird aber vielleicht doch möglich sein, denn vielleicht wird der Film des Außen-seiters, trotz oder vielleicht wegen seines Glamors, gar nicht gezeigt werden. Die Zensur macht ihm enorme Schwierigkeiten. Und zwar kommen diese Schwierigkeiten nicht von der gefürchteten Mrs. Winter, Amerikas Oberfilmparze, die Winter unseres Mißvergnügens, die die allmächtigen Frauenklubs und ihre Zimperlichkeit in Hollywood vertritt: sie kommen direkt von *Will Hays*, dem New-Yorker Filmzaren, ehemaligem Generalpostmeister, den die Filmproduktion vor Jahr und Tag als Diktator über sich eingesetzt hat. Man weiß, daß auch der Zar moralisch ist, er hat auch Zehn Gebote erlassen. Nun spitzt sich der Konflikt Hughes — Hays folgendermaßen zu: der Filmzar will den Narbenalphons-Film freigeben, wenn Hughes einen neuen Schluß drehen läßt, in dem *Al Capone* gehängt wird. In der vorliegenden Fassung wird er nämlich nur von Maschinengewehr-kugeln durchsiebt. Um diese feine Nuance geht es. Hays lächelt und fordert den schimpflichen Galgentod, Hughes lächelt und bleibt beim ehrenvollen Straßenkampf mit der Polizei. Auch Capone lächelt in seinem fidelen Gefängnis, von wo aus er seine Organisation ungestört weiterleitet. Und alle Drei haben Glamor in sich: der Filmzar, der Filmmillionär und Capone; der hat von allen Dreien wahrscheinlich auch heute noch den meisten.

*

Ein Mann ohne Glamor hingegen ist Mr. *William J. Sirovich*, Arzt, Dramatiker und demokratischer Abgeordneter von New York, der vor dem Urheberrechtsausschuß des Abgeordneten-hauses eine Brandrede gegen den Theaterkritiker Amerikas gehalten hat. Das amerikanische Drama sei auf dem

Hund, stellte er fest, und wer sei schuld daran? Die zynischen Kritiker! Sie ver-rissen alle Stücke, die das Publikum gern haben möchte, schüchterten die braven Direktoren ein, trieben sie in den Bankerott, entmutigten die Banken, den Theatern Geld zu leihen, und ver-stünden dabei nicht einmal ihr Hand-werk, sie könnten wahrscheinlich nicht einmal orthographisch schreiben! Wie kommen sie überhaupt dazu, über Stücke zu urteilen?! Man müßte von ihnen den Befähigungsnachweis fordern wie von Aerzten und Rechtsanwälten! Der Ausschuß stimmte den Ausführungen des Mr. Sirovich zu und beschloß auf seinen Antrag, eine Anzahl von nam-haften Theaterkritikern vor seine Schranken zu fordern, damit sie dort zu sagen versuchen, was den amerika-nischen Theatern von heute fehle und auch, was es mit den Vorwürfen des Mr. Sirovich auf sich habe.

Aber sie bedankten sich für die Ehre, sich mit Mr. Sirovich, dessen „Schemers“ (Intriganten) sie alle mehr oder weniger abfällig kritisiert hatten, in Washington über Freiheit der Kritik, Rechtschreibung und verwandte Gegenstände zu unterhalten. *Winchell* vom New-Yorker „Daily Mirror“ erklärte: „Ich verlasse New York grundsätz-lich nicht, um einen Zirkus zu sehen: ich warte, bis er nach New York kommt. Und Sirovich muß seinen Zirkus überhaupt erst besser aufziehen, bevor ich hineingehe. Ich sah mir seine Produktion seinerzeit auf dem Broadway an, und sie gefiel mir nicht.“ Alle sagten nette Frechheiten, aber die netteste sagte Gilbert *Gabriel* vom „American“, gegen den Sirovich vor dem Kongreßausschuß seinen „hoch-herzigen Herausgeber“ *William Ran-dolph Hearst*, ausgespielt hatte. Er meinte: „Das einzige englische Wort, dessen Orthographie mir nicht geläufig ist, heißt: Sirovich.“

Der Glamor dieses Ausspruches er-ledigte Sirovich. *Peter Amondo*

Die Hausordnung

1. Prices, \$ 3.00, \$ 5.00, \$ 10.00 and \$ 20.00 according to the length of time.
2. Girls must get their money in advance as house is not responsible.
3. Board \$ 18.50 with Stove \$ 20.00 per week.
4. Lights must be turned off on leaving room or girls will be charged extra.
5. Girls getting drunk outside must not come in the parlor.
6. Parlor hours Eight to Four. All girls not busy must be in the parlor at proper hours.
7. Girls are allowed one night off each week.
8. Girls must not swear over phone or phone will be cut off.
9. No men barred from spending money in this house except girls' sweethearts that board in the house, as men can spend their money with whom they please.
10. Girls must not sit on men's laps in the parlor.
11. Girls must not grab and squabble over one man as that runs men out of the house.
12. Any girl starting argument in the parlor will be sent to her room.
13. Girls must not tell men in the parlor to leave as landlady will attend to that.
14. Girls must not turn lights out on men in the parlor.

(Aushang in San Antonio, Texas, Haus Monte Carlo)

Was macht New York zur größten Stadt der Welt?

Der blinde Bettler am Broadway, der ein Schild mit den Worten „Keep Smiling, It Might Be Worse“ trägt.

Der Panamahut bei Dobbs, Fifth Avenue, der 1000 Dollar kostet.

Das alte rote Haus John D. Rockefellers sen. neben der modernen großen Villa seines Sohnes in der 54th Street.

Der feminine junge Mann (kürzer Fairy oder Pansy), der, mit einem Blumenstrauß an seinem blau-weißen Blazer, Sonntag nachmittags Fifth Avenue unsicher macht.

Das tote Pferd, das drei Tage lang auf dem Pflaster der Spring Street, einer Straße im italienischen Viertel, lag.

Der Gentleman im Gehrock und Zylinder, der, von seiner Gemahlin begleitet, Sonntag vormittags in der Park Avenue einen Kinderwagen schiebt.

Die alte Schießbude direkt neben dem New Amsterdam Theatre (Heim der Ziegfeld Follies) in West 42nd Street.

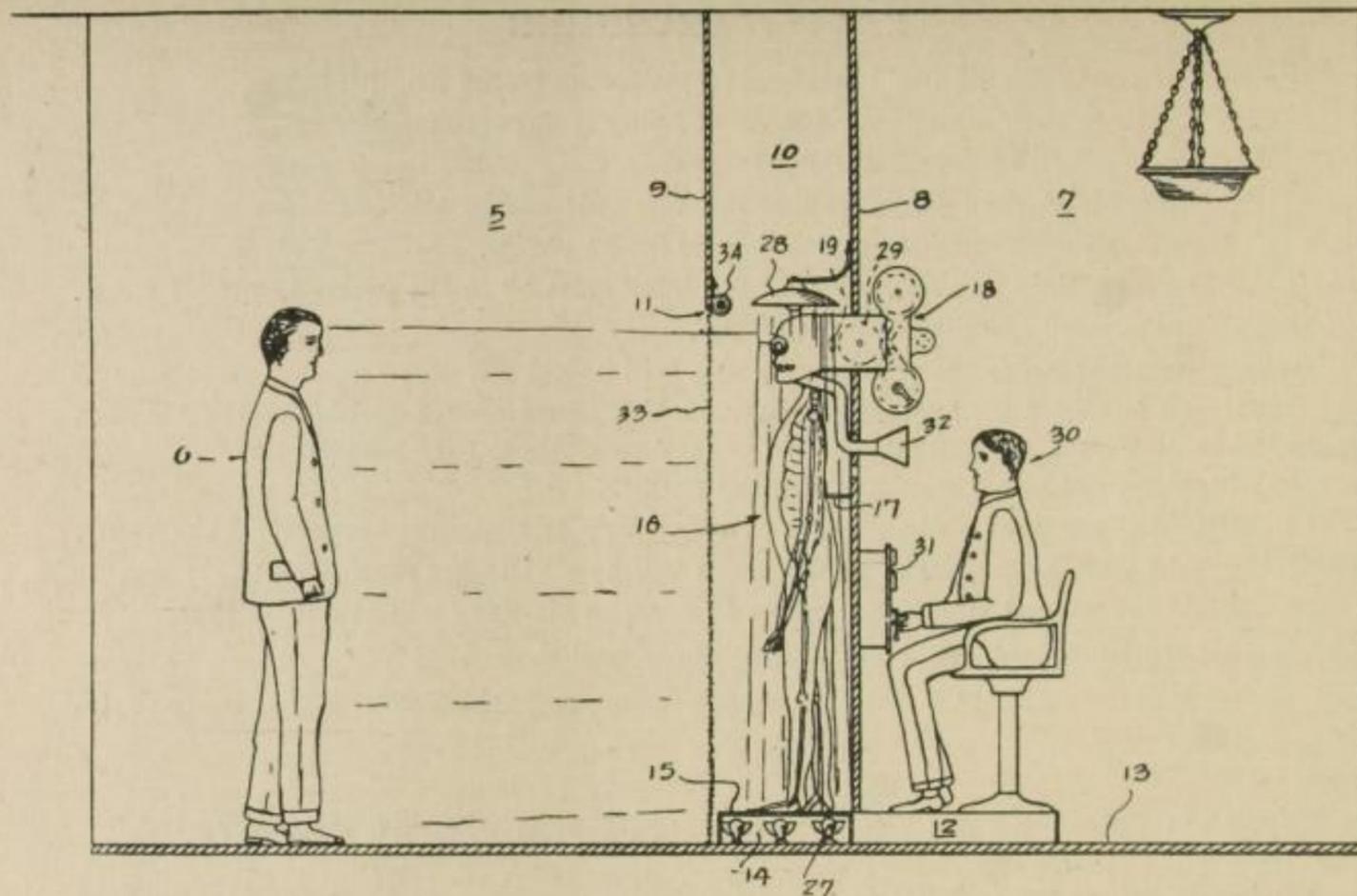
Das folgende Augenblicksbild: Ein vornehmer Rolls Royce in der Park Avenue, in welchem der Chauffeur die „Times“ und eine aristokratisch aussehende Dame das rosafarbige Skandalblatt „Evening Graphic“ liest.

Die Schafherde, die an schönen Tagen, von Autos umrast, auf einer Wiese im Central Park weidet.

Franz Wolff

Bad Wildungen
für Niere und Blase
Helenenquelle

Zur Haus-Trinkkur: Bei Nierenleiden · Harnsäure · Eiweiß · Zucker ·
Badeschriften sowie Angabe billigster Bezugsquellen f. das Mineralwasser durch d. Kurverwaltung



U. S. Patent Nr. 1, 749, 090 vom 4. März 1930. — Helene Adelaide Shelby aus Oakland, Oklahoma: *Apparat zur Erlangung von Verbrechergeständnissen und zur fotografischen Festhaltung dieser*. Die vorliegende Erfindung bezieht sich auf einen neuen und nützlichen Apparat zur Erlangung von Geständnissen Angeklagter oder Verdächtiger und zur fotografischen Festhaltung dieser Geständnisse in Bild und Ton. Hauptsache bei meiner Erfindung ist die Anwendung einer Apparatur zu Erzeugung von Illusionseffekten, dazu bestimmt, die Betreffenden durch den übernatürlichen Charakter der Erscheinung zu beeindrucken und dem Untersuchungsrichter die Möglichkeit zu geben, Geständnisse zu erhalten und sie aufzuzeichnen. Es ist eine in der Kriminalpraxis wohlbekannte Tatsache, daß Geständnisse, die man durch die gewöhnlichen Methoden erlangt, später fast unweigerlich zurückgezogen oder abgeleugnet werden, wobei der Verbrecher den Vorteil hat, daß die Geständnisse ja durch Druck oder Einschüchterung zustande kamen. — Mein Apparat beinhaltet eine neue Kombination wohlbekannter Elemente, die derart angewendet werden, daß sie, betätigt, einen Gemütszustand herbeiführen, der veranlaßt, im Schuldfrage geständig zu werden. Das Skelett ist an der Zwischenwand angebracht und steht auf der Glasdecke einer Lichtkammer, deren Lichtquellen das Skelett von unten befluten, während eine zweite Lichtquelle, die über dem Schädel an der Zwischenwand angebracht ist, es von oben beleuchtet. Zweck dieser Anordnung ist die Erzielung des Eindrucks einer „Erscheinung“ mit transparenten Formen (Astralleib) und leuchtenden Hüllen (Aura). Das Licht muß so gestreut werden, daß es einen geisterhaften Eindruck macht und die Skeletttumrisse doch scharf herausbringt. Um die Täuschung vollkommen zu machen, müssen die Lampen, die die Augen des Skeletts vorstellen, bei den Antworten des Inkulpaten blinken können; die Augen sind teils rot, teils blau.

Hollywood in der Krise

Das neue Modewort in Hollywood ist: *Cut*. *Cut* bedeutet nicht etwa „Cutaway“ (der ja in angelsächsischen Ländern „Morning Coat“ heißt), sondern einfach „Schnitt“, und zwar Gagenschnitt. Heute kann man in Hollywood nirgends hingehen, ohne vom „Cut“ zu sprechen oder zu hören. Die Sache fing schon im vorigen Jahr an und hat dann immer hübsch mit dem Wachstum der allgemeinen Wirtschaftskrise Schritt gehalten. Zuerst kam ein rigoroser Abbau im Verwaltungsapparat. Dann begann es auch die Filmschaffenden zu treffen. Regisseure, Schriftsteller, Darsteller, Kameraleute bekamen den Jahresvertrag nicht mehr erneuert, wurden nur mehr von Film zu Film engagiert, konnten also nicht mehr zwischen den Filmen wochenlang mit schöner Gage „spazieren gehen“. Andere Verträge wurden nicht mehr auf 52 Wochen, sondern nur mehr auf 40 abgeschlossen, wobei die Firma das Recht hat, die 12 unbezahlten „Ferienwochen“ jederzeit, nach Belieben, und mit nur einwöchiger Ankündigung, einzuhalten.

Ende vorigen Jahres kam dann der erste richtige *Cut*, und zwar nicht nur für die Mehrzahl der ohne Vertrag von Woche zu Woche Angestellten, sondern auch für die Prominenten mit Jahresvertrag. Denen wurde eben nahegelegt, „freiwillig“ auf einen Teil ihrer vertraglichen Bezüge zu verzichten. Das taten sie auch und tun sie immer wieder. Wehe dem, der sich da auf den Rechtsstandpunkt stellen und prozessieren wollte. Er würde einfach ausbezahlt und nirgendwo anders engagiert. Die großen Firmen halten zusammen wie Eisen gegen einen, der es wagte, wi-

der den Stachel zu lösen. Um das zu riskieren, muß man schon sehr unabhängig oder im Augenblick ganz besonders erfolgreich sein.

Der erste *Cut* kam bei *Paramount* und betrug 10 Prozent. Die anderen Firmen folgten bald nach. Um die Jahreswende kam dann der „große *Cut*“, je nach Gagenhöhe von 10 bis 25 Prozent gestaffelt. Das gab schon eine tolle Aufregung in Hollywood und Beverley Hills.

Aber es nützte alles nichts. Der *Cut* blieb. Die ganz Großen, wie zum Beispiel *Lubitsch* (den man von wöchentlich 7000 Dollar auf 5000 „schneiden“ wollte), grollten, unterschrieben nicht, verhandelten mit der Bühnenkonkurrenz des Broadway, bis dann doch ein etwas günstigeres Kompromiß gefunden wurde.

Später gab es dann noch einen generellen zehnprozentigen *Cut*, und jetzt spricht man wieder davon, daß bei *Metro-Goldwyn* die Gagen von 1500 Dollar aufwärts bis zu 35 Prozent geschnitten werden sollen. Bei dieser Firma haben übrigens schon vor einigen Monaten die beiden Chefs (beide mit mehr als 10 000 Dollar Wochengage) ein gutes Beispiel gegeben, indem sie, für sechzehn Wochen in diesem Sommer unseres Mißvergnügens, ganz auf ihre Gage verzichteten, mit der Bedingung, daß, in dieser Zeit, auch



Josef Lir

Menjou



Buster Keaton

die anderen Angestellten mit mehr als 3000 Dollar Wochengage in hinreichende Kürzungen willigten, um den „kleinen Leuten“ einen neuen Cut zu sparen. Nur *Greta Garbo* erhielt eine Erhöhung ihrer Gage von 6000 auf 12 500 Dollar wöchentlich.

Warum der amerikanische Film in diese Krise gekommen ist? — Das liegt nur teilweise an der allgemeinen Wirtschaftsdepression, vor allem aber an der Umstellung auf Ton. Dadurch hat sich Hollywood einerseits in finanzielle Abhängigkeit von den großen Elektrokonzernen begeben, andererseits aber durch sprachliche Begrenzung sich der früher riesenhaften Exportgewinne beraubt. Dazu kommt, daß es, ebenso wie gute und schlechte Weinjahre auch gute und schlechte Filmjahre gibt. Die letzten waren besonders schlecht. Das Kinogeschäft ist enorm zurückgegangen.

Jedenfalls sind in Hollywood die ganz großen Zeiten goldenen Ueberflusses vorbei. Auch die Großverdiener haben noch heute nicht die Folgen des Börsenkrachs von 1929 überwunden. Vorbei sind die Zeiten, in denen der vier- und auch fünfstellige Wochenscheck eine Bagatelle bedeutete neben den Börsengewinnen und dem Profit aus Oel und Grundstücksspekulationen. Grade an Oel haben in den letzten Jahren viele Hollywooder, auch einige unserer deutschen Freunde, ein Vermögen verloren.

Wilde Verschwendung gehört übrigens schon längst nicht mehr zum guten Ton, auch bei denen, die es sich noch leisten könnten. Heute schließt „man“ das große Haus in Beverly, wohnt den langen Sommer im früheren Weekend-Häuschen in Malibu Beach und zieht, ein paar Wintermonate, in ein Apartment House, wo man nicht teures eigenes Dienstpersonal unterhalten muß.

Hollywood ist aus dem Goldrausch erwacht. Hollywood rechnet. Hollywood spart.

Heinrich Fraenkel

Der Gegenkandidat. Aus einem offenen Brief, den ein Kandidat für den amerikanischen Senat an den bisherigen und wiederkandidierenden Inhaber dieses Senatssitzes richtete und der durch die Zeitungen und Nachrichtenagenturen verbreitet wurde:

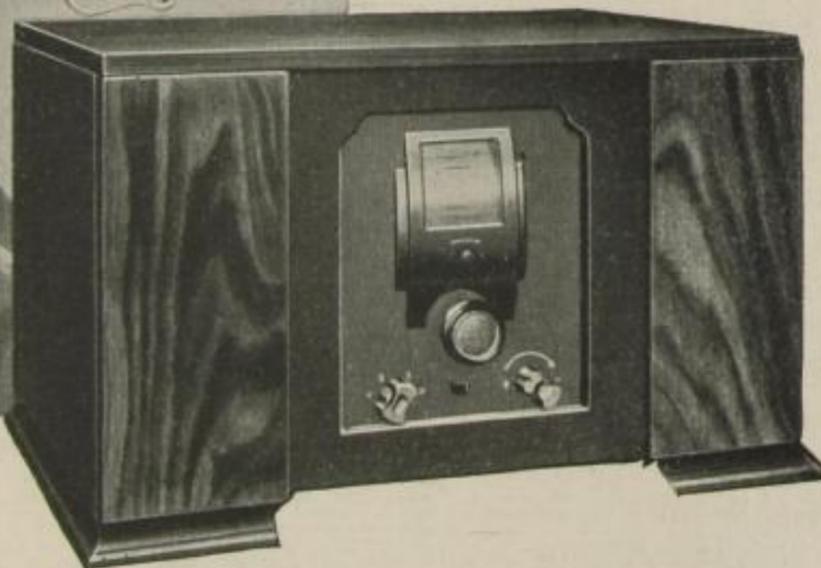
Gestatten Sie mir, einige Fragen an Sie zu richten. Ist es nicht wahr, daß Sie einmal vor einer Menschenmenge fliehen mußten, weil diese Sie wegen Ihrer außerordentlichen Grausamkeit gegen Ihre liebenswürdige Frau lynchen wollte? Ist es nicht wahr, daß ein Anwalt Ihrer Frau einmal Geld geben mußte, damit sie Essen für Ihre Gäste kaufen konnte, während Sie sinnlos betrunken in einem berüchtigten Speakeasy lagen? Ist es nicht wahr, daß Freunde Ihre Frau einmal aus der Stadt schaffen mußten, um Sie zu hindern, sie zu töten? Ist es nicht wahr, daß Sie ein übler Saufbold Ihr ganzes Leben lang gewesen sind?

Sie sind die Verkörperung von allem Gewöhnlichen, Gemeinen und Ueblen. Sie sind von jenem Typ Männer, die sich als Gast an eine Tafel setzen und der Frau des Hauses gegenüber die gemeinste und gewöhnlichste Sprache führen. Sie sind der Mann, der Tausende von Dollars aus dem amerikanischen Schatzamt dafür bezieht, daß er seine Zeit für besoffene Ausschweifungen benutzt. Sie sind der Mann, den die Politiker gern weiter im Amt sehen würden, weil sie durch Sie zu weiteren unverdienten Dollars der amerikanischen Regierung kommen. Sie sind der Mann, der neun Zehntel seiner Zeit so betrunken ist, daß man Ihnen in Washington den Namen ‚Kotzbehälter‘ gegeben hat, und dessen tüchtiger Sekretär all die Arbeit tut, die Ihnen nachher gutgeschrieben wird.

Hinweise. Der Beitrag „Negerinnen vor Gericht“ von Eleanor Rowland Wembridge ist aus dem Buch „Life among the Lowbrows“ (Verlag Houghton Mitlin, New York), der Beitrag von Julien Green aus der Sammlung „Une heure avec“ von Frédéric Lefèvre (Verlag Gallimard, Paris).

Zum guten Ton gehört ein Schaub

Lieben Sie Kleider vergangener Epochen?—
Vielleicht — aber Sie tragen sie sicher
nicht! — Zu Ihrem gepflegten Heim gehört
auch ein Radio, das nicht veraltet ist —
ein Radio, dessen Tonqualität und Fern-
empfangs-Leistung bewundert wird, dessen
Name Qualitätsbegriff ist: ein Schaub!
Kein Gerät mit verwirrenden Drähten und
Zahlen — ein elegantes Möbelstück von
edler Linie mit einem Einstellknopf. Alle
Schaub-Serien — von RM 136.— o. R. an —
haben geeichte Skala und aufgedruckte
Namen der wichtigsten Stationen. Mit dem
neuen Schaub-Superhet, dessen Wellenbe-
reich 16—2000 m beträgt, hören Sie auch
Überseestationen und alle für Fernempfang
geeigneten Europasender. Verlangen Sie
unverbindl. Vorführung. In Berlin bis 10 Uhr
abends (kein Verkauf) Kurfürstendamm 13.



derland

SCHAUB

G. Schaub Apparatebauges. m. b. H., Berlin - Charlottenburg 5

Wer regiert in den Vereinigten Staaten?

Dem Soziologen läge es nahe, auf diese Frage zu antworten: Der Erfolg. Und diese Antwort hat, genauer gesehen, nicht nur ihre gesellschaftliche und methaphorische Richtigkeit, sondern sie trifft auch das politische Herrschaftsverhältnis. Ein amerikanischer Präsident, der Erfolg hat und sich überdies noch populär zu machen versteht, hat eine größere Macht im Guten und Bösen als irgendein europäischer Staatslenker. Allerdings hat ihm die Konstitution ein Gegengewicht gesetzt im Kongreß und besonders im Senat, der außer seinen legislativen auch gewisse exekutive und judizielle Befugnisse genießt. Die ausschließliche Initiative steht dem Präsidenten nur in den auswärtigen Angelegenheiten zu, wobei freilich Staatsverträge der Sanktion des Senats bedürfen, die meist nur langsam gegeben und von allerlei Klauseln und Abänderungen abhängig gemacht werden, was die auswärtige Politik der Vereinigten Staaten sehr erschwert. Eine Kriegserklärung bedarf der Zustimmung des Kongresses, aber sie ist noch niemals verweigert worden, wenn einmal durch die völlig selbständigen diplomatischen Aktionen des Präsidenten das Prestige der Vereinigten Staaten engagiert worden ist. Wir haben das im Jahre 1917 erlebt, und wir haben auch gesehen, über welche unumschränkte Gewalt der Präsident während des Krieges verfügt.

In den inneren Angelegenheiten teilt er die Initiative mit den Abgeordneten, und wiewohl ihm ein Vetorecht zusteht, kann er die Gesetzwerdung von Maßnahmen, die er nicht billigt, auf die Dauer gegen den Willen des Kongresses nicht aufhalten. Er kann sogar in Anklagezustand versetzt und vor ein Senatsgericht gestellt werden, wie das dem Nachfolger Lincolns, *Andrew Johnson*, im Jahre 1868 geschah, der starrköpfig und heftig die

Wiederaufnahme der besiegten Südstaaten in den Bund nach seinem eigenen Ermessen gegen den Willen des Kongresses regeln wollte und der Verurteilung nur entging, weil zu der erforderlichen Zweidrittelmajorität für den Schuldspruch eine Stimme fehlte.

Trotz dieser konstitutionellen Beschränkungen ist auch im Frieden der Präsident der wirkliche Lenker der Vereinigten Staaten, so lange er Erfolg hat und nicht die Gesten eines Selbstherrschers annimmt. Als *Wilson* bei den Friedensverhandlungen versagte, war es aus mit seiner Macht. Das Maß aber, an dem der Erfolg gemessen wird, ist in erster Linie der wirtschaftliche Zustand der Vereinigten Staaten. Nichts ist gefährlicher für einen Präsidenten, als wenn unter seiner Regierungszeit eine schwere wirtschaftliche Depression eintritt. Wenn die republikanische Partei in den Vereinigten Staaten um so vieles öfter und länger regierte als die demokratische, so lag dies daran, daß die demokratischen Präsidenten in wirtschaftlicher Hinsicht meist Pech hatten. So wurde *Grover Cleveland*, der ein sehr tüchtiger Präsident war, eine Zollreform durchführte, *Hawai* annektierte und den *Venezuela-Konflikt* mit England auf friedlichem Wege zugunsten der Vereinigten Staaten erledigte, nicht wieder gewählt, weil ihm die Krise von 1893 zur Last gelegt wurde. So verlor auch *Roosevelt* am Ende seiner zweiten Präsidentschaft durch die Krise von 1907 vieles von seiner Popularität.

Und *Hoover*, dessen außenordentliche Energie und Begabung, dessen hohe Ethik den Stolz seiner Landsleute gebildet hatte, stößt, seit die Krise so große Dimensionen angenommen hat, in allen seinen Aktionen auf den heftigsten Widerstand des Kongresses. Man weist nicht mit Unrecht darauf hin, daß er dem Umschwung





An der Hochbahn (6. Avenue)

Walker Evans



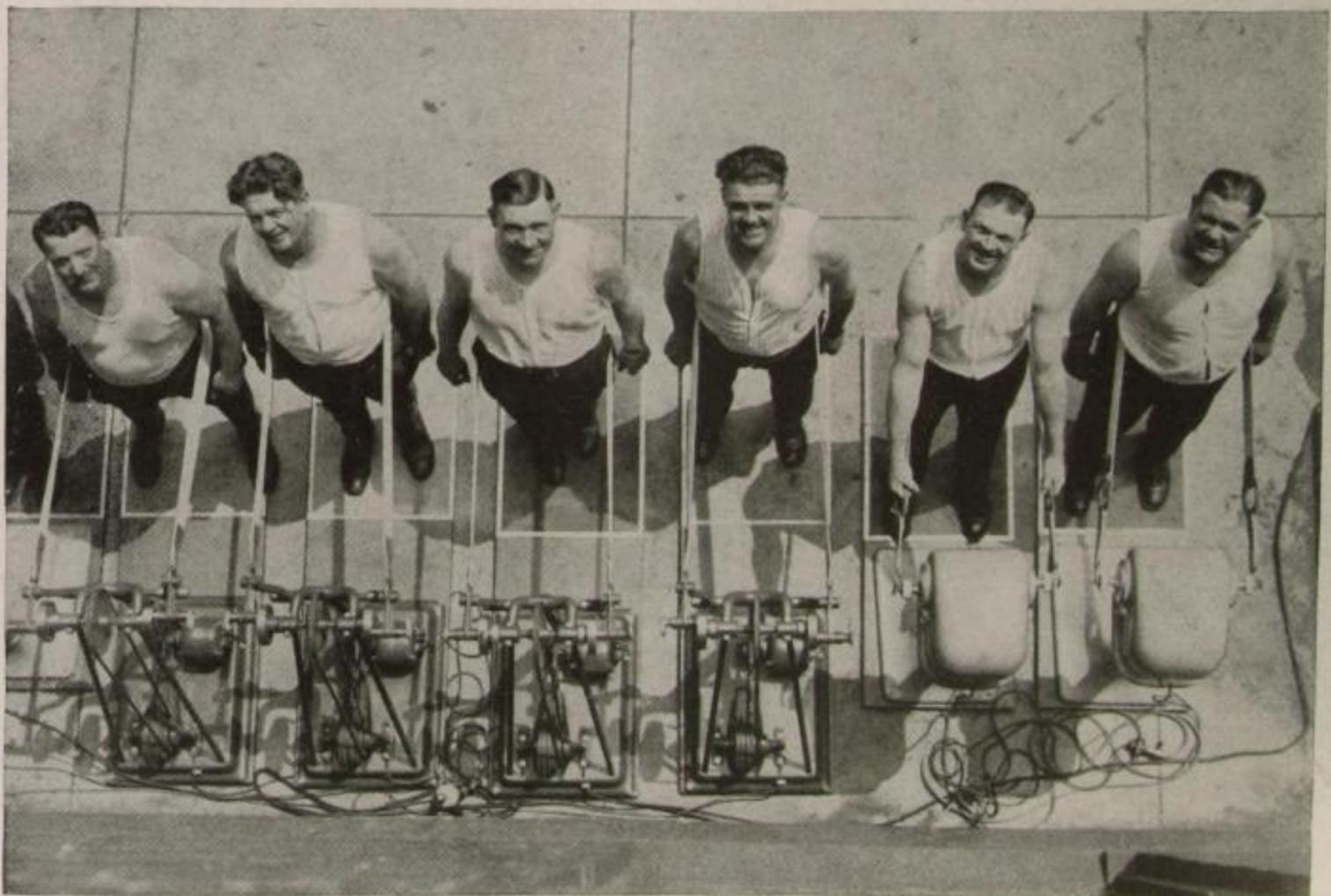
Nach der Straßenschlacht (Broadway)

Acme



Gangsters (Chicago)

Atlantic



Polizisten (New Jersey)

Sennecke



Luxus-Reise mit dem Pacific-Expreß um 1895

European Picture



„Bin aus Chicago und stolz darauf“

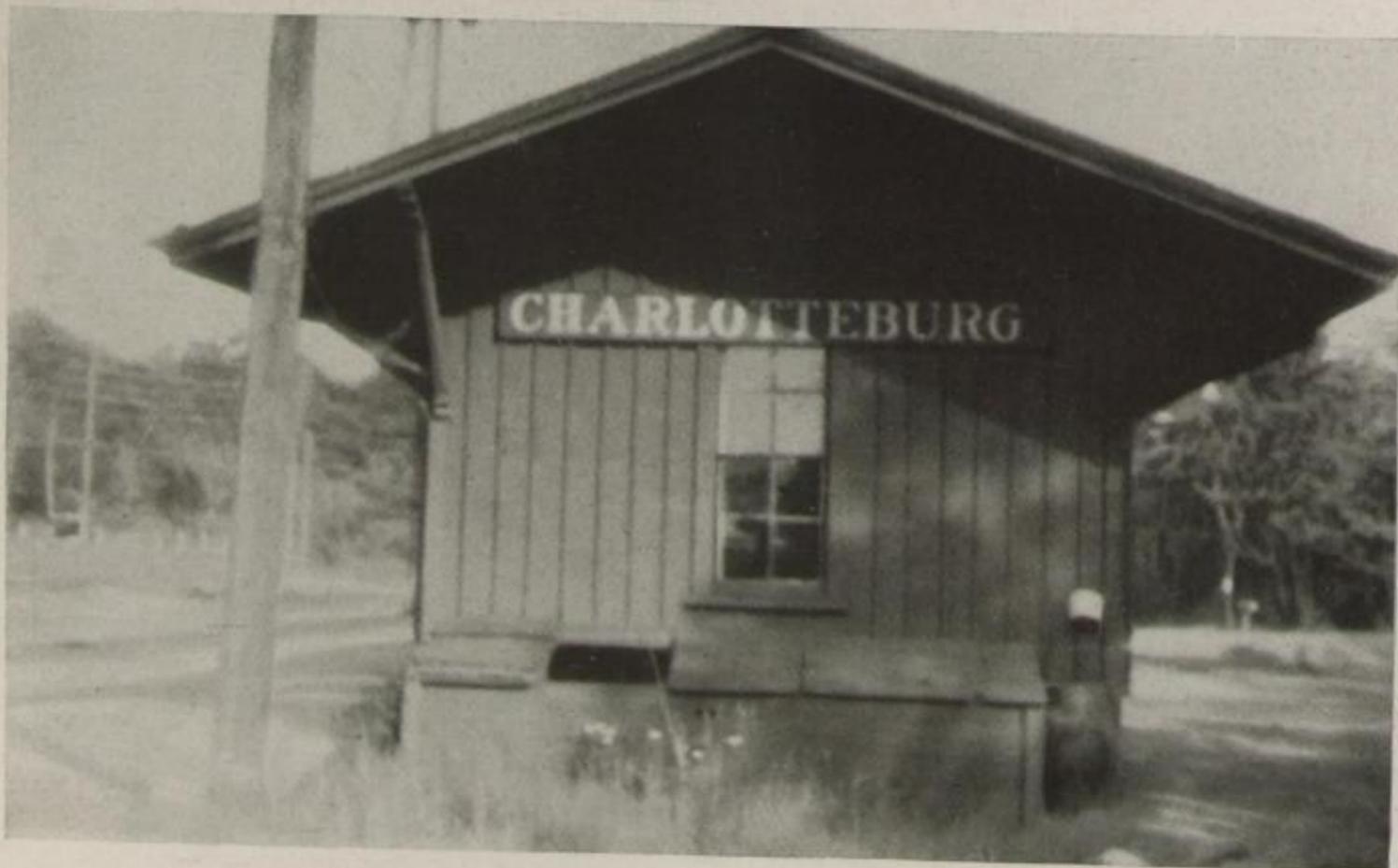


„Eben geheiratet“

Photos Erwin Berghaus



Im Staate New Jersey



Photos Erwin Berghaus



Nach dem Erdbeben von San Francisco (1906)

Baynes Sidney

ahnungslos gegenübergestanden war, daß er an eine ewige Prosperität geglaubt und als Präsidentschaftskandidat das Zukunftsbild einer Nation entwickelt hat, in welcher es keine Armut und kein Elend mehr geben werde; man wirft ihm weiter vor, daß er bei Einbruch der Krise gemeint hatte, sie mit einer gewissen Aktivität leicht überwinden zu können. Als er dann Deutschland das einjährige Moratorium gewährte, erhöhte die Großzügigkeit dieses Schrittes vorübergehend sein Ansehen. Da aber auch diese Maßnahme wirtschaftlich wirkungslos blieb, trat die schärfste Reaktion ein. Der Senat verbot ihm bei verschiedenen Konferenzen, die Frage der Aufhebung oder Verringerung der internationalen Kriegsschulden auch nur in Diskussion zu stellen. Und er fügte sich dieser Weisung, wenn er auch nicht davon Abstand nahm, die gefährlichen Maßnahmen zur Beseitigung der Krise, die vom Kongreß gelegentlich vorgeschlagen wurden, auf das heftigste zu bekämpfen. Er konnte sich in der letzten Zeit eher auf die Demokraten des Kongresses, als auf die Angehörigen seiner eigenen Partei stützen.

Um so seltsamer ist die Tatsache, daß er auf dem Republikanischen Konvent einstimmig und unter größter Begeisterung als Kandidat für die nächsten Präsidentschaftswahlen aufgestellt wurde. Zwar würde es jeder amerikanischen Tradition widersprechen, wenn er trotz der Krise wieder zum Präsidenten gewählt würde, und wenn die Demokraten einen halbwegs ebenbürtigen Kandidaten finden, so haben sie zweifellos die größeren Chancen. Aber immerhin ist dieser Beschluß des Republikanischen Konvents wieder einmal ein Beweis dafür, daß auch in der Brust der Amerikaner zwei Seelen wohnen, daß nicht nur der Erfolg, sondern auch die Persönlichkeit eine starke Anziehungskraft auf das Volk ausüben. *A. Schw.*

Das Erdbeben. Eines Nachts führen die Gäste des St.-Francis-Hotels in San Francisco mit einem heftigen Schreck aus ihrem Schlaf auf. Das große Haus wankte wie ein Schiffsmast im Sturm. Notdürftig bekleidet, stürmten sie aus ihren Zimmern. Sie wollten ins Freie. Es war das große Erdbeben von San Francisco. Auf der großen Treppe begegneten sie einem Mann im Pyjama mit angstverzerrtem Gesicht und rollenden Augen. Sein Kopf zuckte ununterbrochen. Dazu sang er in einemfort: „Do re mi fa so la si do — do si la so fa mi re do“.

Entsetzt von seinem Anblick, lief eine Frau zum Portier und schrie: „Sehen Sie den Mann dort? Er ist verrückt geworden. Man muß ihn in ein Irrenhaus schaffen.“ (Was übrigens in jener Schreckensnacht unmöglich war.)

„Beruhigen Sie sich, meine Dame“, antwortete ihr der Portier, „das ist der Caruso; er möchte nur wissen, ob er seine Stimme nicht verloren hat.“

Amerikanische „Tit-bits“. Unsere Delegierten reisten nach Genf, fest entschlossen, die Rüstungen herabzusetzen. Sie ließen sich von einer Gruppe hervorragender militärischer und marinetechnischer Ratgeber begleiten, um stark genug zu sein, dieser Versuchung zu widerstehen. — Man empfiehlt uns, um uns besser an die Krise anzupassen, allen Dingen zu entsagen, die unsere Großväter nicht gekannt haben. Ausgerechnet aber gehört die Krise selbst zu den Dingen, die ihnen unbekannt waren.

Neger. Es ist wahr, daß die Zeugen Neger sind, aber ihre Aussagen erscheinen trotzdem nach jeder Hinsicht glaubwürdig.

(Aus einer Urteilsbegründung des Strafgerichts in Texas)

Time is money

„Das ist kein gewöhnlicher Orangenpflücker, Lucie“, sagte der Orangenkönig, mit seiner wuschelköpfigen Tochter gnädigst an meinen in Reih und Glied stehenden Farmbaum herantretend, „sondern ein deutscher Dichter, der sich eine Reise nach Mexiko zusammenpflückt.“

Ich hätte, wenn auch Zeit Geld ist, als Dichter einen Augenblick mit dem wahnsinnigen Geknipse innehalten, mich höflich verneigen, und Orangen Orangen sein lassen müssen. Aber es war schon spät am Nachmittag, wenn vom ewigen Beugen und Strecken die Knie zittern und der Orangensack wie mit Bleikugeln gefüllt an meiner schmerzenden Schulter hing... da fiel ich wie ein Galeerensträfling über den armen Baum her, schor ihm die restlichen Früchte ab, drehte der Millionenerbin den Rücken, und ging zum Depot, um beim Leeren des Sackes ein wenig zu verschnauften.

Ein paar Wochen darauf, als es noch früh am Morgen war und ich mich wirklich wie ein Dichter fühlte, kam der Orangenkönig wieder mit seiner Tochter. Da blickte ich von den Orangen, die wie goldene Lampions im dunklen Laube hingen, zu den fernen Schneebergen hinüber, verneigte mich vor dem Millionengirl und lächelte süß. Aber diesmal hatte mich der Orangenkönig nicht als Exemplar eines deutschen Dichters angesehen, sondern auf meine Leistungsfähigkeit als Arbeiter hin, der ihm zwei Minuten Zeit, das heißt Geld, gestohlen hatte.

Er nahm mich mit nach dem Büro, ließ mich entlohnen, und meine Reise nach Mexiko fiel ins Wasser.

Heinrich Hemmer

Das nächste Heft des Querschnitts erscheint am 8. Sept.

598

Chicago

Chicago: Stadt

Gebaut auf einer Schraube!

Elektro-dynamo-mechanische Stadt!

Spiralgeformt —

Auf stählerner Scheibe —

Mit jedem Stundenschlag

Kreisend um sich selbst!

Fünftausend Wolkenkratzer —

Granitene Sonnen!

Die Plätze —

*Meilenhoch, sie galoppieren gen
Himmel,*

Wimmelnd von Millionen Menschen,

Geflochten aus Stahltrossen,

Fliegende Broadways . . . usw.

— hat die Zahlung der Kommunalgehälter eingestellt.

Sigismund von Radecki

(Die Verse von Majakowski)

Chicago. Walter Noak wurde gestern zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt, weil er zwei Dollar gestohlen hatte. Die Durchführung der Gesetze ist in Chicago so streng, daß man, außer bei Mord, nicht durch die Maschen des Gesetzes schlüpfen kann.

(Chicago Tribune)

Die Carl Schurz Memorial Foundation hat Professor Eugen Kuehnemann von der Universität Breslau, den bedeutenden Philosophen und Goetheforscher, zu einer Vortragsreihe in den Vereinigten Staaten eingeladen. Professor Kuehnemann ist ganz besonders geeignet, die Begeisterung seiner Zuhörer zu entfachen. Für die Zeit von Januar bis Ende Mai dieses Jahres sind ungefähr 75 Vorträge — 43 in Englisch, 32 in Deutsch — an den hauptsächlichsten Universitäten, an Colleges, Klubs und Vereinigungen gebucht worden.

*(Pressenotiz, für deutsche Zeitungen
bestimmt)*

KULINARIA

Peltzer

Telefon: A2 Flora 1017, 1705

Johnny's Night Club

KALCKREUTHSTRASSE 4

CASCADE

W, RANKESTRASSE 30

„Das Abendrestaurant“
Die Küche für den Gourmet

Souper M 3.50

Telefon: Bavaria B4 0145 u. 1945

Max Schlichter

LUTHERSTRASSE 33

Hier
ißt der Feinschmecker

Bei der Göttin der
Gemütlichkeit, der

Maenz

AUGSBURGER STR. 36

ißt die Künstlerschaft und
der Feinschmecker Berlins

RIO-RITA

TAUENTZIENSTR. 12

DIE TANZ-BAR

4 $\frac{1}{2}$ Uhr Tanztee
Abd. Beg. 9 Uhr

FEMINA

NÜRNBERGER STR. 50

Die besten Tanzorchester
Berlins

Originellste Unterhaltung
4 $\frac{30$ Uhr Tanz-Tee

Tischtelefone • Saalrohrpost

PALM BEACH

Alhambra-Hotel
Kurfürstendamm 68

Der Dachgarten Berlins
Die internationale Küche

HAWIGE

Aus dem Rekord-Land

Es gibt wirklich nicht bloß Gangsters in Amerika.

Ich ging mit einer jungen New-Yorkerin die fünfte Avenue hinunter. Morgens hatte es geregnet, und deshalb trug sie Gummischeuhe. Aber nun war es schon seit Stunden trocken, und die Schuhe wurden ihr zu warm. Mehrmals sah sie unschlüssig an sich herab, plötzlich bückte sie sich, streifte die Gummischeuhe ab, richtete sich auf und stand mit den Rubbers in der Hand da . . .

Ich wunderte mich, was nun geschehen würde. Mußte ich ihr nun die Gummischeuhe tragen?

Da winkte sie dem Schaffner eines Busses Nr. 5, der eben an der Ecke hielt. „Bruder“, sagte sie zu ihm —

Kleine Einschaltung: so groß New York ist, so hält es doch auf sozusagen dörflich gutnachbarliche Beziehungen zwischen den hastenden Menschen. Wenn man irgendeinen Fremden um irgend etwas ansprechen muß, sagt man zu ihm gern Bruder oder Schwester, wie wir etwa gemütlich Herr Nachbar sagen würden. Man kann es oft erleben, daß ein sechsjähriger Knirps auf den Verkehrsschupo losgeht und ihn fragt: „Bruder, wie komme ich zum Zentralpark?“

„Bruder“, sagte sie also zum Schaffner, „würden Sie so gut sein und diese Gummischeuhe im Vorbeifahren über den Zaun der Tennisplätze an der 119. Straße werfen?“

„Aber gewiß doch, Miß“, grinste der Schaffner freundlich und läutete ab.

Als wir am Nachmittag auf die Tennisplätze kamen — ja, sie hatten ein Paar Gummischeuhe gefunden. Jemand schmiß sie über den Zaun. Sie hatten sich ja ein bißchen gewundert — die Schuhe stünden in der Damengarderobe.

That's all, folks, wie die Micky Maus sagt.

*

Es war Muttertag in New York. Auch dort hauptsächlich eine Angelegenheit der Geschäftsreklame. Eine Papierwarenhandlung an der Ecke der 16. Straße und der 4. Avenue hatte eine ganz gute Idee. Sie setzte ein richtiges, altes Mütterchen in ein Schaufenster. Eine so nette alte Dame, und sehr geschickt auf gemütvolltes altes Mütterchen kostümiert. Man mußte sie gradezu lieben, wie sie so geduldig den ganzen Tag im Schaufenster auf einem Stühlchen saß und seelenruhig in einem Buche las, um sich die Zeit zu vertreiben.

Das Buch, das sie las, war „Die Kameradschaftsehe“ von Ben Lindsey.

*

Die Stadt New York bekommt im Laufe jeden Jahres eine ganz ordentliche Menge Geld anonym zugeschickt. Obwohl sie die Absender nicht kennt, weiß die Stadt aus langer Erfahrung doch ungefähr, wofür ihr das Geld gesendet wird. Sie tut es in einen Fonds, den sie den Gewissensfonds nennt. Denn es sind lauter Gaben des schlechten Gewissens. Ein Kind z. B. hat ein Buch aus der Schulbibliothek gestohlen — die Eltern schicken das Buch nicht zurück, um das Kind vor Strafe zu schützen, aber sie entlasten ihr Gewissen, indem sie anonym einen Postscheck über zwei Dollar einsenden. Oder ein Mann hat drei Jahre lang heimlich einen städtischen Gartenschlauch benutzt, um seinen eigenen Vorgarten zu sprengen — dann schlägt ihm eines Tages das Gewissen und er sendet 15 Dollar ein, als dreijährige Abnutzungsgebühr sozusagen.

Daher also der Gewissensfonds. Im Jahre 1930 betrug er noch 2300 Dollar. Für das Jahr 1931 gingen nur noch 75,26 Dollar auf diese Weise ein. Was beweist, daß in den schlechten Zeiten der Krise das Gewissen die Menschen erheblich weniger beißt . . .

G. K.

Die Rauschgiftseuche in den U.S.A.

Kalifornien wird wegen seines schönen Obstes und seines billigen Opiums gerühmt, und tatsächlich erhält man in dem früheren Goldland die prächtigsten und preiswertesten Pfirsiche in der unmittelbaren Nachbarschaft von Spelunken, wo der dienstbeflissene chinesische Wirt um einen verhältnismäßig niedrigen Preis die Opiumpfeife darbietet. Im Hafenviertel von Frisco findet man in jedem zehnten Haus eine Opiumhöhle. Leider riskiert man beim Eintritt nicht nur die ein bis zwei Dollar, die das Opiumrauchen kostet, sondern viel mehr, unter Umständen auch sein kostbares Leben. Leute aus dem Mittelstand ziehen aber vor, teurere Lokale aufzusuchen, und lassen sich das Vergnügen fünf, sechs Dollar kosten, wobei sie noch immer um gut die Hälfte wohlfeiler abschneiden als in den Giftklubs von New York oder Boston.

Allerdings stellt sich nur das Opiumrauchen an der Westküste billiger. Die Erzeugnisse der europäischen Chemikalienfabriken, Morphium, Kokain und Heroin, werden auch hier zu horrenden Preisen abgesetzt. Nach den Feststellungen des Völkerbundes, der den Rauschgiftkonsum durch eine eigens zu diesem Zweck ins Leben gerufene Kommission kontrollieren läßt, verbrauchen die Vereinigten Staaten von Nordamerika vier Millionen Kilogramm jährlich an Rauschgiften, und die Bevölkerung wendet dafür den Betrag von vier Milliarden Dollar auf. Nach der letzten Schätzung der amerikanischen Polizei gibt es in den U. S. A. zwei Millionen Süchtige, ungefähr eineinhalb Prozent der Gesamtbevölkerung. Diese Zahl ist verhältnismäßig sehr groß.

Die Verbreitung des Rauschgiftgenusses in allen Gebieten der Staaten ist in erster Reihe der gelben Einwanderung zuzuschreiben. Bereits vor vielen Jahrzehnten haben die eingewanderten Chinesen und Japaner das Opiumlaster aus ihrer asiatischen Heimat eingeschleppt. Die Zentren des Opiumrauchens befinden sich dementsprechend auch noch heute in den Chinesen- und Japanervierteln der Hafenstädte. Eine Verstärkung des Rauschgiftgenusses trat aber, wie in der ganzen Welt, so auch in Amerika, nach dem Weltkrieg ein. Jene amerikanischen Truppenteile, die auf dem französischen Kriegsschauplatz mit farbigen Truppen in Berührung gekommen waren, lernten bald den Genuß des Opiumrauchens kennen und verfielen in Paris, wo sie als Urlauber der Westfront ihre freie Zeit verbrachten, rettungslos der Seuche. Unternehmungslustige Lokalbesitzer sorgten dafür.

Nach Friedensschluß trugen dann die Soldaten die neue Epidemie nach ihrer Heimat mit. Auch in Europa war das Problem der Süchtigen nach dem Krieg eine der schwersten Sorgen der Volksgesundheit, in den U. S. A. aber, wo bis Kriegsausbruch in legislatorischer Hinsicht die größte Freizügigkeit bezüglich des Lebenswandels des einzelnen herrschte und nur gesellschaftliche und religiöse Hemmungen den Hang zu Ausschweifungen im Zügel hielten, artete die Morphium- und Kokainsucht viel leichter aus. Zu spät kamen die behördlichen Maßnahmen, die Verfolgung von Rauschgifthändlern und sogar der Süchtigen. Inzwischen richteten sich die großen Rauschgiftkonzerne auf regelmäßige Belieferung des amerikanischen

Die Beschäftigung mit okkulten Erscheinungen und Experimenten endet immer mit Enttäuschungen und Leere. Das Erwecken der geheimnisvollen seelischen Kräfte nach den Anweisungen der Bücher von Bô Yin Râ hat damit nichts zu tun und führt mit Sicherheit zu dauernder voller Lebensfreude. Das zuletzt erschienene Werk „Der Weg meiner Schüler“ ist in jeder Buchhandlung erhältlich. Preis RM 6.—. Kober'sche Verlagsbuchhandlung (gegründet 1816) Basel-Leipzig.

Kontinents ein, und das Opiumkapital ist heute ebenso mächtig wie das Alkoholkapital seit der Trockenlegung der U. S. A.

Die Versorgung Amerikas mit Betäubungsmitteln erfolgt zum größten Teil noch immer durch Erzeugnisse der europäischen Chemikalienfabriken. Die Drogen geraten auf Umwegen in die Hände der großen Schmuggelkonzerne, die sie dann auf dem Seeweg nach den U. S. A. versenden. Einige Rauschgiftkönige besitzen auch selber Fabriken, wie der russisch-französische Josef Raskin im Elsaß, der Pariser Mèchelaire und der Japaner Sugino Mashayosho in Konstantinopel oder der Aegypter Mohammed Mustafa Neffe in Kairo. Die Hauptsitze der Schmuggelorganisationen befinden sich in Paris, Konstantinopel und in Japan. Und die Hauptwege des Schmuggels richten sich entweder über die europäischen Hafenstädte direkt nach New York, oder aber die Drogen werden über das Mittelmeer via Aegypten—Suezkanal nach Indien und Japan gebracht, um dann über den Stillen Ozean nach den kalifornischen Hafenstädten befördert zu werden.

Der ständige Kampf der Weltkonzerne gegen die Kontrollbehörden der Staaten gebar eine neue, blutige Romantik, die jener des Alkoholschmugglertums voranging. Die Helden der Schmugglerepopöen sind in erster Reihe die sogenannten „Begleiter“, geriebene Gesellen, die angesichts der scharfen behördlichen Kontrolle sowohl in den europäischen wie auch in den amerikanischen Häfen eine besondere Geschicklichkeit, Findigkeit und Geistesgegenwart entfalten müssen, um ihre kostbaren Transporte unbeanstandet den Genossen am Bestimmungsort in die Hände zu spielen. In den Vereinigten Staaten wurden Schmuggler angehalten, die einen falschen Bauch aus Kautschuk trugen, vollgestopft mit Betäubungsmitteln. Man fand aber auch Morphinum und Kokain in hohlen Stiefelabsätzen, in Blumensträußen, in Tuben, deren oberes Ende mit Zahnpasta gefüllt war, in Reisekoffern mit doppeltem Boden, in Puderdöschen, Seifenstücken, Zigaretten und Zuckerhüten. Daß Rauschgifte in Kleidern eingenäht oder in den Falten von Pelzen verborgen werden, gehört zu den primitivsten Tricks der Schmuggler. Vor einigen Monaten verhaftete man einen Begleiter, der an Bord

eines Mississippi-Dampfers mit zwei kleinen Kindern in der Rolle des zärtlichen Familienvaters seinem Reiseziel zustrebte. Das mitgeführte Heroin war in den ausgehöhlten Spielzeugen der beiden Kinder verborgen.

Erst im April dieses Jahres machte die New-Yorker Hafenpolizei wieder einmal einen großen Fang. An Bord des Luxusdampfers „Ile de France“, der einige Wochen früher auch den damaligen französischen Ministerpräsidenten Laval zum Besuch des Präsidenten Hoover nach New York trug, entdeckte man unter einem größeren Posten Nürnberger Spielwaren fünf Kisten Morphinum im Werte von ein- einhalb Millionen Dollar. Es stellte sich heraus, daß der Schmuggelkonzern des griechischen Bankiers Eliopoulos mit Hilfe zahlreicher Komplizen die Sendung über Nürnberg — Hamburg — Paris—Le Havre nach New York befördern ließ. In vielen Fällen überlassen aber die Begleiter ihre kostbare Beute nicht ohne weiteres den beschlagnahmenden behördlichen Organen.

Das Geheimnis der überaus kühnen, oft bravourhaften Meisterstückchen der Rauschgift-Schmuggler erklärt sich aus der großen materiellen Versuchung, die sie dazu bewegt, täglich ihre Freiheit und ihre Haut zu Markte zu tragen. Ein Kilogramm Rauschgift kostet im Großhandel 120 bis 150 Dollar. Der Süchtige braucht für eine Opiumpfeife, für eine Morphinum-injektion oder für eine Prise Kokain ungefähr 15 bis 20 Milligramm des betreffenden Betäubungsmittels. Da ein solches Quantum im Detailhandel durchschnittlich 50 Cent kostet, erzielt der Detailist bei einem Kilogramm eine Einnahme von annähernd 20 000 Dollar. Aber auch der Begleiter eines größeren Transports erhält eine Prämie, die zwischen 5000 und 15 000 Dollar schwankt. Nur zwei gut gelungene Schmuggelfahrten — und er ist für sein ganzes Leben versorgt. Tausende und aber Tausende unterliegen daher der Verlockung, über Nacht reich zu werden: Stewards von Luxusdampfern, bestochene Polizisten, Modedamen von Palmbeach, Wirte verdächtiger Lokale, Portiers vornehmer Hotels, Indianerhäuptlinge der Petroleumgebiete, Fremdenführer in New York und Eisenbahnschaffner des Pacific-Express, sie alle stehen im Solde der Koksorganisation.

Dr. L. Frank



Soeben erschien

ALBERT EHRENSTEIN

Mein Lied 1900-1931

Mit 8 lithographischen Zeichnungen von
OSKAR KOKOSCHKA

Eintausend numerierte Exemplare auf deutschem Japanpapier
im Mittelgrad der Walbaumantiqua gedruckt
365 Seiten · Format 16 × 24 · Gesamtausstattung: E. R. Weiß
Interimspappband RM 12.— · Halbpergamentband RM 18.—

Dieser große Sammelband, der den echten Freunden der Dichtung und Geistesfreiheit geboten wird, vereinigt Ehrensteins Lyrik aus all seinen Jahres- und Lebenszeiten, aus Heimat, Wanderwelt, geschauter und geträumter Ferne und dem Diesseits und Jenseits des eigenen Herzens. Diesem Meister des Wortes, der über alle Reize von Reim und Rhythmus verfügt, wird die Kunst nie ein eitles Spiel mit Gefühlslauten. Er hat biblisches Pathos und die karge Anmut des Volksliedes, er kann antike Versgebilde bauen und chinesische Pinselstriche zaubern. Mit einer Kühnheit, die die Bürger erschreckt, bekennt er sich zu allen Verführungen des Fleisches. Klagend und anklagend steht er mitten unter seinen Zeitgenossen, und das Gesindel der satt Besitzenden trifft sein vernichtender Hohn, sein geradezu physischer Haß. Dieser Stolze kann sich aber auch in zerknirschem Sündergefühl in den Staub werfen und den vergänglichsten Stoff küssen, indes sein Geist in dauernder Abschiedsschwermut und -bereitschaft sich nach dem Freunde, dem Tode, sehnt.

In einer Zeit, die kaum noch weiß, was ein Dichter ist, was er als Richter seiner Zeit und als unmittelbarer Bekenner des ewig Zeitlosen bedeutet, wird uns dieses Versbuch zum kostbarsten Besitz.

In jeder guten Buchhandlung vorrätig

ROWOHLT VERLAG BERLIN W 50

Amerikanisches

Shampoo - Jüngling wird verlobt. Blondex ist Shampoo für blonde Haare. Das Blondex-Inserat zeigt ein blondes Mädchen in leidenschaftlicher Umarmung mit einem blonden Jüngling. „Keine einsamen Abende für diese Blonde“, erläutert die Schlagzeile, und aus dem Text erfahren wir, daß jenes Haarwaschmittel die Haare der Dame so goldglänzend gemacht hat, daß es nun sozusagen keinen jungen Mann gibt, der der Versuchung, die Besitzerin dieser Haare zu küssen, einigermaßen erfolgreich widerstehen könnte. Eines Tages verweigerte ein Frauenmagazin die Aufnahme des Inserats mit der Begründung, es lasse wahllose Küsserei als nicht unerwünscht erscheinen: der Jüngling auf dem Bilde, schrieb es, sei eben ein beliebiger Jüngling; falls die Haarwaschmittelleute Wert auf die Aufnahme ihres Inserats legten, müßten sie sich dazu entschließen, unmißverständlich klarzustellen, daß der Jüngling der Verlobte der blonden Dame sei. Das Haarwaschmittel entschloß sich zur Verlobung. Nachdem diese, zeichnerisch und textlich unmißverständlich klargelegt und also „Safe for blondes“ worden war, erschien das Inserat weiter.

Sie sparen. Ein Klub hielt Generalversammlung ab. In diesem Klub war es Sitte, den Vorstand jedes Jahr auszuwechseln. Wie immer, wollte man auch diesmal zur Abstimmung über die Liste schreiten, die vollkommen neue Namen enthielt. Doch da erhob sich ein Mitglied und lenkte die Aufmerksamkeit der Versammlung auf die Tatsache, daß noch zweitausend Briefbogen vorhanden seien, deren Kopf die vollständige Vorstandsliste vom vorigen Jahr enthalte. Darauf wurde der ganze Vorstand wiedergewählt.

Noah, schwarz oder weiß? Unter ihren schönen, stillen, ausgestopften Tieren führen die Beamten des Naturhistorischen Museums in New York ein gehetztes Leben. Ein wißbegieriges Publikum bringt sie durch seine telefonischen Anfragen um ihre Ruhe. Seit die Kreuzworträtselpest im Abflauen begriffen ist, ist es ja etwas besser geworden, aber es ist noch immer schlimm genug. Vor allem klingelt es andauernd in der Anthropologischen Abteilung. Aus irgendeinem Grunde betreffen die

meisten Fragen Indianer. Durchschnittlich siebenmal am Tage wird gefragt: *Sind die Indianer kahlköpfig?* Ferner muß es eine Verschwörung um Vater Noah geben, und zwar sind die Verschworenen ausschließlich weiblichen Geschlechts. *War Noah ein Weißer oder ein Neger?*, das ist die Frage, die beharrlich an die Beamten der Anthropologischen Abteilung gerichtet wird. Die Antwort ist standardisiert: „Sprechen Sie mit Ihrem Seelsorger!“ Nächste der Noah-Frage beschäftigt die Phantasie des New-Yorker Publikums vor allem die, ob *alle Kopfhäger die erbeuteten Köpfe einschrumpfen lassen oder nicht.* Neben diesen Fragen, die zum eisernen Bestand des naturhistorisch interessierten Publikums gehören, gibt es auch Saisonfragen. Die Frage dieser Saison lautet: *Gibt es in Afrika einen Negerstamm von einäugigen Schwanzträgern?* Weiß Gott, wer den New-Yorkern diese Sorge geschenkt haben mag. Immer und immer wieder wünschen Leute das indianische Wort für gewisse Dinge zu erfahren, besonders im Frühling, wenn sie Namen für ihre Sommerlager suchen. Was heißt *Hütte am großen Wasserfall* auf indianisch? Und was *eins, zwei kleine gemütliche Nestchen?* Standardantwort des Museums: Eine „indianische“ Sprache gibt es nicht. Pfadfinderinnen suchen indianische Blumen- und Tugendnamen, die sie sich selbst beilegen wollen. Ein Mädchen fragte, wie *eine, die die höheren Dinge des Lebens sucht und die niedrigeren vermeidet*, wohl auf indianisch heiße. Sie fragte so artig, daß ihr das Wort mitgeteilt wurde, das die Dakotasprache für „ein Weiser“ besitzt.

Die Zähne des Generals. General Pershing, im Weltkrieg Generalissimus der amerikanischen Armeen in Frankreich, ließ sich in Washington einige Zähne ziehen. Eines Tages entdeckte er, daß seine Zähne in einigen feinen Läden als „Souvenir de Washington“ für sieben Dollar fünfzig Cent feilgeboten wurden. Der General, kochend vor Wut, schickte sofort drei Adjutanten aus mit der strengen Weisung, alle Pershing-Zähne aufzukaufen, auf die sie nur Hand legen könnten. Die Adjutanten verteilten sich über Washington. Am Abend brachten sie hundertfünfundsiebzig Zähne mit.

A. E. Johann: *Amerika, Untergang am Ueberfluß*. Verlag Ullstein, Berlin.

Es war eine brillante Idee, über Amerika ein unbrillantes Buch zu schreiben. Dieses Amerika hat in den letzten Jahren Dutzende von Schriftstellern mattgesetzt, indem es sie verleitete, seinen Glanz der Erscheinung ihrem Glanz des Stils entgegenzusetzen; sie verloren sich und fanden nicht Amerika. A. E. Johann suchte Amerika in tausend einfachen Gesprächen mit tausend einfachen Menschen, und sein Facit ist ein Querschnitt, nicht nur, weil er ihn in einer intensiven sechsmonatigen Kreuz- und Querfahrt durch den winterlichen Krisen-Kontinent gewonnen hat, sondern auch, weil er sich das Innere vieler und verschiedenartiger amerikanischer Menschen aufschließen konnte und entdeckte, daß sie alle im Grunde das Gleiche fühlen. Nicht einmal, viele Male stand er in der Suppenschlange, genannt „Hoovers Café“, und ließ sich geduldig den Lebenslauf eines von den dreizehn Millionen erzählen, die unter das Riesenrad Amerika gekommen waren. Das ehrlichste Fragenbuch, das heute über Amerika geschrieben werden kann. Es begnügt sich damit, die vorläufige Antwort zu suggerieren, daß es so, wie es bisher gegangen ist, nicht weitergeht, und daß im Elendsheer der Arbeitslosen schnell wachsende Korps die Fäuste ballen. Vom fürchterlichen Zusammenbruch des Amerikanismus als Erfolgsreligion in seinem Geburtslande und dessen tiefe Schock-Wirkung auf die enttäuschten Gläubigermassen lesen wir in Johanns Buch den ersten, klaren, erschütternden Bericht. Ein dumpfes Grollen geht durch seine erschütternden Seiten, und es hat Zahlenkolonnen, die Sturmzeichen sind. Ich möchte mich von diesem verlässlichen Reisenden gern über einen besonders schwierigen und kontroversen Gegenstand unterrichten lassen, über ein Land, von dem wir weniger wissen als über U. S. A., über Deutschland.

Ernst Lorsy

Herbert Tingsten: *Amerikanische Demokratie*. Grundzüge des Verfassungsrechts der Vereinigten Staaten von Amerika. (Aus „Jedermanns Bücherei“ bei Ferdinand Hirt, Breslau.)

Klar, knapp, einfach, übersichtlich bietet dieser Band eine Monographie des stolzen Scheins von Amerika: Seiner demokratischen Verfassung. Man wird Tingstens saubere Arbeit mit erheblichem Nutzen zu Rate ziehen, wenn man sich gegenwärtig hält, daß die amerikanische Wirklichkeit im großen Ganzen jenseits der amerikanischen Verfassung beginnt. Von denen, die diese Verfassung eingesetzt hat, wird Amerika kaum regiert. -y.

AMERIKA-BÜCHER

SINCLAIR LEWIS

BABBITT

100. Tausend

Ungekürzte Sonderausgabe

In Leinen RM 3.35

★

SINCLAIR LEWIS

DR. MED. ARROWSMITH

20. Tausend

In Leinen RM 7.50

★

E. J. DIES

DER SPEKULANT

*Aufstieg und Sturz des
amerikanischen Weizenkönigs*

In Leinen RM 6.75

★

J. K. WINKLER

JOHN D. ROCKEFELLER

Ein Ölporträt

In Leinen RM 5.40

★

R. I. WARSHOW

VON DREW BIS MORGAN

*Die Geschichte der
Wallstreet-Milliardäre*

In Leinen RM 6.75

★

Transmare Verlag

Edna Ferber

Sie ist eine der beliebtesten und eine der meistgelesenen amerikanischen Schriftstellerinnen. Das spricht nicht gegen sie. Der Geschmack der amerikanischen Leser gibt uns allen Anlaß zum Respekt; ja, in die Mauselöcher müßten wir uns verkriechen mit unserer europäischen Kultur, wenn wir zur Kenntnis nehmen, daß beispielsweise ein so sublimer Poet wie Thornton Wilder drüben Auflagen hat, die in die Hunderttausende gehen. Unsere Regel, daß das Niveau der Schriftsteller im umgekehrten Verhältnis zu den Auflagen ihrer Bücher steht, scheint für Amerika nicht zu gelten. Kurz und gut: Edna Ferber ist in Amerika populär, weil sie eine gute Schriftstellerin ist, nicht weil sie „populär“ schreibt.

Edna Ferber ist in keinem (noch so weit gefaßtem Sinn) eine „moderne“ Schriftstellerin. Sie ist vielmehr „idealistisch“ und „romantisch“. Ihre Problematik ist gültig für die Jahrhundertwende — und selbst wenn sie die Mädchen von 1930 durchaus lebensnah darzustellen weiß, so sind doch ihre eigentlichen Stoffe die heroischen Frauengestalten der vorvorigen Generation und die problematische Zwischengeneration unserer Mütter, die noch zwischen Tradition und Emanzipation standen. Ihre Stoffe sind die Themen der Ibsenzeit; sie handeln von der Emanzipation der Frau und von den Abenteuern unbürgerlicher Menschen. Es ist kein Zufall, daß ihr neuestes Buch „Cimarron“ mit dem Hinweis auf Ibsens volkstümlichste Figuren, auf Peer Gynt und Solveig schließt.

Den Kampf der Generationen oder richtiger die Mißverständnisse der Generationen hat Edna Ferber dargestellt in ihrem Roman: *Die Mädchen* (wie die folgenden Romane deutsch bei Gebrüder Enoch Verlag, Hamburg). Dreimal Charlotte; aber die 74jährige heißt wirklich Charlotte; die 32jährige wird Lottie gerufen; das 19jährige Girl, das Mädchen von heute, ist unter Charley bekannt. Man schmeckt den Unterschied. Das sind keine Nuancen; das sind drei verschiedene Zeitalter. Lottie hält nicht nur die Mitte zwischen den Generationen; sie ist hier der natürliche Mittelpunkt der Handlung. Sie ist außerordentlich liebenswürdig in ihrer

Warmherzigkeit, in ihrer unbeholfenen Mischung von unverheirateter Tochter und einem natürlichen Freiheitsdrang. Gewiß, es ist Sentimentalität dabei. Kann man das Problem: alternde Jungfer ohne Sentimentalität behandeln? Selbst die heroischen Figuren Edna Ferbers sind nicht ganz frei von jener Sentimentalität, die weniger in ihnen selbst, als in der Darstellung ihres Schicksals liegt. Die eindrucksvollste ist jene Parthenia Hawks aus dem Roman: *Das Komödiantenschiff*, die als Herrin des schwimmenden Palasttheaters „Zur Baumwollblüte“ zu einer legendären Figur des Mississippi wird. Die Strenge und Gradheit dieser gefürchteten Frau, ihre wahrhaft monumentale Unberührbarkeit, der unverfälschte Puritanismus dieser „Theaterdirektorin“ sind Sinnbild für eine überlebte Generation amerikanischer Frauen. Ihr Schicksal ist bei allem äußeren Erfolg dennoch tragisch, weil der Glanz und die Wärme eines erfüllten Lebens, d. h. eines problematischen, eines gefühlstiefen, eines erlebnisreichen Lebens, mangelt.

Hier sind die Berührungspunkte zwischen der alten, der viktorianischen Generation und dem schon vollkommen emanzipierten Mädchen von heute, das wie ein Mann arbeitet und fast wie ein Mann den Geschäftserfolg zum Sinn des Lebens macht. Hier ist die Emanzipation schon so weit vorgetrieben, daß wiederum ein Umschlag nötig wird: der Emanzipation folgt notwendig die Autoemanzipation, d. h. die Besinnung auf die Berufung der Frau als Frau, als Geliebte, als „natürliches“ Wesen. Dieser Zwiespalt zwischen dem äußeren Erfolg im Lebenskampf und der unerfüllten Sehnsucht nach Glück der vollkommen emanzipierten Frau ist der problematische Gehalt des glänzend geschriebenen Romans: *Das ist Fanny* (übertragen von A. Wiesner-Gmeyner). Fanny hat im Existenzkampf die Selbstverhärtung sehr streng und ganz konsequent gegen sich selbst durchgesetzt. Aber im letzten Moment flüchtet sie in die Idylle, in die Arme eines Mannes und in die großartige Unsicherheit des Lebens. Vielleicht weil sie eine Frau ist, vielleicht weil sie ein künstlerischer Mensch ist; beides fließt hier ineinander.

Aber neben der Tragik des erfolg-

reichen Menschen, der nicht zu sich selbst findet, gibt es auch eine Tragik des überfüllten, des romantischen Lebens; es ist die Tragik des Suchenden, der nie findet, weil der Sinn seines Daseins das ewige Suchen ist. Keines Menschen Leben kann reicher, gefährlicher, glückseliger und tragischer sein als das Yancey Cravats, des Abenteurers, bis zum Tode des unentwegten Suchers, des amerikanischen Peer Gynts. Yancey Cravat ist die neueste, vielleicht die schönste der Romanfiguren von Edna Ferber. Er ist der Held ihres jüngst verdeutschten Romans: *Cimarron* (wie „Die Mädchen“ und „Das Komödiantenschiff“ von Gertrud von Hollander übertragen). Dieser Roman ist der bisher bedeutendste Erfolg Edna Ferbers geworden. Er behandelt ein Stück amerikanischer Geschichte; er will „ein vollgültiges Dokument einer kolonialisatorischen Epoche“ der allerjüngsten Zeit sein. Im Jahre 1899 wurde ein Land von der Größe Süddeutschlands den amerikanischen Kolonisten zur Besiedlung freigegeben. Im Tempo der Kolonisation, in der Spannung zwischen technischem Aufbau und „archaischer Primitivität“ liegt ein entscheidender, ein symbolkräftiger Abschnitt amerikanischer Kulturgeschichte beschlossen. Die großen Abenteurer jener Zeit, die Pioniere eines werdenden Staates finden ihren gesammelten Ausdruck in eben jenem hochbegabten Yancey Cravat, und die tapferen Frauen dieser Pioniere sind gekennzeichnet durch die Figur Sabra Cravats, einer Solveig der Prärien. Yancey ist ein Schwärmer, aber er ist kein Träumer. Männer wie er sind es gewesen, deren Reichtum an Phantasie, deren unerschöpfliche Vitalität, deren Lebensbejahung die Schwärmereien zur Wirklichkeit werden ließen. Sein Leben ist erfüllt von allem Glanz und allem Elend der Vagabondage. Durch die geschichtliche Funktion ein Pionier zu sein, wird sein Abenteurertum aus der sentimental, privaten Sphäre herausgehoben. Yancey Cravat wird zu einem Musterexemplar der *schöpferischen* Liederlichkeit. (Es ist jene Liederlichkeit, die neue Welten entdeckt und erobert; ihre Funktion ist in erster Etappe beendet, wenn die Bürokraten den Platz der Pioniere eingenommen haben; die zweite Etappe ihrer historischen Funktion ist der Auflockerungs-

Für die Freunde der Berge!

MAX MOHR
Die Freundschaft
von Ladiz

Roman. Leinen 6.50 RM

Der Maler Philipp Glenn und der Alpinist und Forscher Xaver Ragaz, ein Freundespaar, wie es uns die alpine Vergangenheit oftmals in Wirklichkeit vorgeführt hat, sind die Träger dieses kühnen, eigenwilligen Gedankens, der in eindrucksvoller Kritik, in einer gänzlich vorurteilsfreien, höchst unterhaltenden Frische den Kampf aufnimmt mit dem Zeitgeist von heute und den Zerrbildern einer erschlafenen Kulturpoche. Daß uns dabei in prachtvollen Bildern die erhabene Schönheit des Hochgebirges und die friedvolle Ruhe seiner Täler gezeigt werden, daß wir in lebendigsten Schilderungen gefährliche Felsklettereien voll Spannung miterleben dürfen, kurz, daß wir Natur und Leben in jener ursprünglichen Vielfältigkeit und Reinheit wiederfinden, wie wir sie immer in unseren Bergen suchen, das bringt dieses männlichste aller Bücher des Dichters unserem Herzen besonders nahe.

Mitteilungen des Deutschen und Oesterr. Alpenvereins

ALBERT LANGEN / GEORG MÜLLER
VERLAG / MÜNCHEN

Die Morwin

von

OTTO A. PALITZSCH

Ein junges Mädchen aus dem Volk versucht sich eine eigene Welt aufzubauen, und was daraus wurde. Zuversicht und guter Wille heißen die Waffen der Marie, sie sind zu schwach, als das Schicksal immer heftiger auf sie einstürmt.

Preis in Ganzleinen 5 Mark 50,
broschiert 4 Mark

prozeß, den sie gegen Verbürokratisierung, gegen die Mechanisierung des Lebens anführen — aber davon ist hier nicht die Rede.)

Edna Ferber ist eine bürgerliche Schriftstellerin im besten Sinne. In ihren Büchern hat die anarchische Zeit der Auflösung überkommener gesellschaftlicher Bindungen noch nicht begonnen; die sozialen Probleme sind nicht ihr Gegenstand. Ihre Romane haben noch den langen und behäbigen Atem der Kontinuität. Die Generationen lösen einander ab, aber so fremd sie sich sein mögen in ihren Lebensäußerungen — ihre Weltanschauung ist unver-

ändert geblieben: es ist die bürgerliche. Von der Problematik der sozialen Fragen sind die Romane Edna Ferbers völlig frei (was nicht den Rang, sondern den Ort dieser Romane bezeichnen soll). Innerhalb der von ihr selbst gesetzten bürgerlichen Probleme aber hält Edna Ferber stand (wie etwa auch die „Buddenbrooks“ heute noch standhalten). Sie gibt die Summe des vorherrschenden Geistes einer Epoche, die schon für uns historisch ist. Es zeugt sehr für das Niveau Edna Ferbers, daß wir diese Berichte aus „historischer Zeit“ heute mit Spannung und Genugtuung zu lesen vermögen. *Alfred Kantorowicz*

Jack Bilbo: *Ein Mensch wird Verbrecher.*

Aufzeichnungen eines Leibgardisten von Al Capone. (Universitas-Verlag, Berlin.) Ein Gangster der berüchtigten Unterwelt von Chicago, ein ausgewanderter Deutscher, gebürtiger Berliner, erzählt, wie er zur Bande Al Capones kam, was er bei ihr erlebte: Ueberfall auf dem Broadway um die Mittagsstunde, Begegnung mit dem legendenumwobenen Al, unerwünschter Besuch in Chinatown, Bootleggergeschäfte, Privatleben der Gangster, großer Bankeinbruch, und Morde um Morde. Ob das Dokument echt ist? Unzweifelhaft, sein Autor verrät zu sichere Ortskenntnis. Ob er die Wahrheit sagt? Vielleicht nicht immer, aber man entdeckt sie ohne weiteres zwischen den Zeilen. Das ist überhaupt das Wesentliche an diesen (oft gehörten) Räubergeschichten: hier sieht man durch die Unbefangtheit des Erzählers hindurch das ungeschminkte Gangstermilieu, den Betrieb. Eine unromantische, weitverzweigte, straff geflochtene Organisation des Verbrechens. Eines Verbrechens ohne das menschliche Motiv des Affekts. Eine technische, „betriebswissenschaftliche“ Organisation des Alkoholgeschäftes mit der Rationalisierung des Mordes; Amerikanismus also von höchster Vollkommenheit. *W. S.*

John Dos Passos: *Auf den Trümmern.*

Roman. (S. Fischer Verlag, Berlin.) Unmittelbar vor diesem neuen Dos Passos, der im Original 1919 heißt, las ich *L'Ordre* von *Marcel Allard*, der unter dem Titel *Die heilige Ordnung*

bei Rowohlt erschienen ist. Mit dem Untertitel „Roman aus der Uebergangszeit“. Das steht nur auf dem Titel dieser übrigens wundervoll erzählten und ergreifenden Liebesgeschichte einer Frau zwischen zwei Brüdern, die beide von der Nachkriegsgeneration nur das haben, daß sie weder die Frau noch die Liebe begreifen. Aber sonst nichts. Der erste Held des Allardschen Romanes braucht als Bruder Julien Sorels und Frédéric Moreaus nicht in den Jahren 1910 bis 1925 seine ersten Mannesjahre zu erleben. Deshalb ist auch der Allardsche Romanstil durchaus flaubertisch; *l'Ordre* ist ein sehr schönes Buch, aber dieser Zeit nur mit Aeüßerlichkeiten verhaftet, so sehr haben die drei Personen des Romanes Zeit, sich mit ihrem Gefühls- und Gedanken-Innenleben zu befassen und ihre Kontinuität charakterlogisch zu bewahren. Wie ganz anders bei diesem *Dos Passos*, der sich die Aufgabe stellt, diese Zeit selber zum Helden seiner Romane zu machen, und dem, ohne Einschränkung gesagt, diese Aufgabe restlos gelingt. Dem Meßbaren individueller Lebensabläufe wird, so sehr sie auch räumlich durcheinander geworfen werden, nur so viel Raum „individueller Freiheit“ gestattet, als eben das Unmeßbare dieses Zeitgeschehens zwischen 1914 und heute zuläßt. Und man weiß, wie eng dieser Käfig ist, an dem sich so Gefühle wie Gedanken des Einzelnen oder der Paare wundstoßen. Daß die Romanerzählung immer wieder wie von zwei Leitmoti-

ven von einer „Weltwochenschau“ und einem „Kamera-Auge“ unterbrochen wird, ist nicht stilistische Willkür, wäre es auch dann nicht, wenn diese Leitmotive noch weniger Beziehung zum Erzählten hätten, als sie in der Tat haben. Sie sind wie Scheinwerfer, die ihr Blinkfeuer auf die Figuren werfen. Oder wie der Basso continuo, der die Melodie trägt. Die großen Romane von Dos Passos sind das, was Dreisers Roman nur auf dem Titel zu sein behauptet: die Amerikanische Tragödie zur Tragödie der Menschen dieser Zeit geweitet. In hundert Jahren wird man in den hundert Geschichtswerken über diese Zeit vergeblich diese Zeit suchen. Man wird sie in den Romanen von Dos Passos finden. F. B.

Heinrich Hauser: *Feldwege nach Chicago.* (S. Fischer Verlag.)

Heinrich Hauser versteht zu reisen, eine Kunst, die mit der Zeit immer seltener wird, weil das Reisen immer häufiger wird. Ist nicht eigentlich ein wahrer Reisender — ein Dichter? Der Mann, der „sieht“? Die Welt immer von neuem entdeckt, obwohl sie schon längst entdeckt ist, gesehen, gehört und beschrieben ist? Wie eine Dichtung — beinahe wie ein Lied — vernimmt der Leser dieses Buch. Er sitzt neben dem Verfasser in seinem alten Ford F 4.7405, er fährt durch das Land des Columbus, God's country, über Feldwege nach Chicago. Der alte Ford durchkreuzt Amerika und das aufmerksame, scharfe, dichterische Auge des Verfassers nimmt alles auf, fehlt nie, saugt in sich das Charakteristische, das Typische ein. Menschen, Tiere, Bäume, Flüsse, Häuser und Autos, alles lebt ein merkwürdiges Leben, das sich vom Leben Europas unterscheidet. Eine andere Welt, eine Neue Welt. Es ist nicht nur Amerika, das in diesem Buche erscheint: es ist Amerika von heute. Manchmal (z. B. Chicago) ist es Amerika von morgen und übermorgen — glaubhaft, real, sachlich und gleichzeitig phantastisch. Dieses alles gelingt Heinrich Hauser deshalb, weil er überall seinem hohen, edlen Prinzip treu bleibt, nämlich: „... das Unmenschliche unserer Zivilisation, das Unmenschliche unseres Lebens in den großen Städten den Menschen bewußt zu machen.“ Ossip Dymow

Wer Englisch liest kauft Tauchnitz

TAUCHNITZ EDITION

COLLECTION OF BRITISH AND AMERICAN AUTHORS

Ungekürzte billige Ausgaben der neuesten britischen und amerikanischen Literatur.

Jeder Band broschiert 1.80 Rm., gebunden 2.50 Rm.

Jeden Monat erscheinen 4 bis 6 neue Bände!

Die „Tauchnitz Edition“ ist mit mehr als 5000 Bänden die vollständigste und größte Sammlung der gesamten englischen und amerikanischen Literatur im englischen Originaltext von den Klassikern an bis zum heutigen Tage.

Neuerscheinungen:

M. Baring: Lost Lectures

Edna Ferber: American Beauty

Luise Tottenham: The New Woman

James Hilton: And Now Good-bye

Man verlange Kataloge u. die neueste „Monthly Descriptive List of Latest Volumes“ vom Verlag

BERNHARD TAUCHNITZ/LEIPZIG

Upton Sinclair: *So macht man Dollars.*

Roman. (Malik-Verlag, Berlin.)

Die Versprechung, die im deutschen Titel dieses Buches (der englische ist „Mountain City“) ausgedrückt wird, wird auch von dem Verfasser gehalten. Ein schönes, ehrliches, tief menschliches Werk, das uns mit kaum maskiertem Abscheu erzählt, wie man Dollars macht. Ein erschütterndes Bild, ein babylonischer Turm von „gesetzmäßigen“ Verbrechen gegen das alles, was die Menschheit in ihrer historischen Entwicklung für heilig erklärt hat. Der Verfasser sagt und zeigt uns: der Held seines Buches, ein Durchschnittsmensch, ist keine Ausnahme, kein „Napoleon der Finanzen“, wie er später, nachdem er seine Millionen gemacht hat, genannt wurde. Das ist das Erstaunliche und künstlerisch Wertvollste an diesem Buch.

Dymow

Ernest Hemingway: *In unserer Zeit.*

Erzählungen (Rowohlt, Berlin).

Vielleicht darf man noch einmal, auch im Sinne eines Geburtstagsgrußes an Max Liebermann, sein berühmtes Wort zitieren: Zeichnen ist Weglassen. Es ist das Wort, das auf die Kurzgeschichten des Hemingway paßt. Dieser männliche Mann, der seltsamerweise als Literat im Café du Dôme begann, hat sich, wie man weiß, zu einem Dichter der harten Wahrheiten entwickelt, zu einem Ansager des gewöhnlichen Lebens. Und seine Kunst ist die scheinbar unbeteiligte Kühle des Vortrags, der die Patina des Gefühls von der Oberfläche der Dinge abzieht, daß sie nun unverwischbar dastehen, aber nicht weniger erschütternd durch ihr einfaches Da-Sein. Das Ergebnis dieser vollkommenen Zurückhaltung sind Geschichten ohne Pointen, die man erstaunt und beunruhigt liest, bis zu dem Punkt, wo sie ins Leere abfallen wie ein scharfrandiges Gebirgsplateau. Die mottohaft vorangestellten Anekdoten enträtseln sie nicht. Andere enthalten geschlossene Schicksale, ergreifend in der abgekürzten Form ihrer Aufzeichnung. Ein kleines Meisterwerk dieser Art ist: „Eine sehr kurze Geschichte“, die Keimzelle des inzwischen berühmt gewordenen Kriegsromans „In einem andern Land“. W.

Theodor Dreiser über sich selbst.

Jugend — Das Buch über mich selbst (bei Paul Zsolnay erschienen) hat die äußere Eigenschaft der Dreiserschen Bücher: es ist dick. Und die innere Eigenschaft der Dreiserschen Bücher: bei einer für Amerika erstaunlich unschnel-lebigen Breite die belangvollen und belanglosen Geschehnisse mit gleichmäßig tiefem epischen Atem zu erzählen. Diese Erinnerungen eines Realisten, der sich einen Romantiker nennt, zeichnen den deutschen, aus Mayen an der Mosel stammenden Vater, die ob ihrer Liebesheirat aus einer pennsylvanischen Farm verstoßene Mutter, eine zahlreiche Nachkommenschaft und die zerfahrene Ehe. Da ist Unbefangenheit, Triebhaftigkeit, Leichtsinn, zuweilen Laster und niemals Führung. Da ist das aufstrebende Chicago der neunziger Jahre, Theodor mittendrin, den der Wirtschaftskampf als zu zart alle Daumenlang auf der Straße aussetzt. Merkwürdig wurzellos und ziellos treibend sind die Allüren der Dreiser-Familie, die jedoch einen starken Geruch vom Lande U. S. A. geben. Das alles ist recht anschaulich und instruktiv gesagt, aber irgendwo lasch. Auch *Casanova* und die *Gräfin Reventlow* waren vorurteilslos, jedoch lapidar. Und es ist paradox, daß grade das Land mit dem Campbell-Tempo uns als seine literarischen Novitäten Bücher vom wohlbeleibtesten Format schickt.

Marieluise Fleißer

Felix Salten: *Fünf Minuten Amerika.* (Zsolnay, Berlin-Wien).

Das Motto dieser Sammlung schneller amerikanischer Eindrücke ist der schöne Satz des guten Genießers Felix Salten: „Mit den Augen, das ist die einzige Manier, in der ich kaum leugnen kann ein unverbesserlicher Säufer zu sein.“ Zum Unterschied von vielen Amerika-fahrern gibt dieser nicht vor, die Seele des weiten Landes nun endgültig entdeckt zu haben. Seine schlichten und frischen Reiseblätter enthalten gleichwohl eine Reihe treffender und anmutiger Formulierungen und auch manche erfreuliche Neuigkeit, wie etwa die Feststellung, daß es ein „amerikanisches Tempo“ nicht gibt, wenigstens nicht in Amerika. —r.

Entdeckungen auf Schallplatten

II. HARRY RICHMAN

Amerika ist nicht nur ein Kontinent, sondern auch ein Begriff, unter dem sich jeder etwas anderes vorstellt. Paul Morand machte sich in seinem Buch von New York über die Deutschen lustig, die, nach wenigen Tagen in Amerika, Amerika im Verhältnis zu Deutschland nicht mehr amerikanisch genug fanden. Dieses Verhältnis zu Amerika hat unsere wirtschaftlichen Auffassungen bestimmt, mit bekanntem Erfolg, aber auch unsere kulturelle Erkenntnis beengt. Das Große und Starke in Amerika, das drüben eine mehr unterirdische und private Anerkennung fand, blieb uns vielfach verborgen, eben weil es nicht amerikanisch genug schien. Was alles dazu gehört, ist ein Thema für sich, jedenfalls blieb einer der allerstärksten Chansonniers Amerikas hier unbekannt, eben weil er so gar nicht dem Typus des Gigolosängers entsprach, der die Mode beherrschte und beherrscht. Das Gegenteil von diesen Süßholzflöten ist die brutale negerhafte Stimme eines Harry Richman.

Harry Richman ist für den Amerikaner ein fester Begriff, auch wenn ihm der ganz große Durchbruch zum Erfolg versagt bleiben mußte. Der Tonfilm hat Richman nur wenige Male in Anspruch genommen. Die Motion Pictures „Puttin' on the ritz“ oder „Near the rainbow's end“ konnten nicht die großen Erfolge werden, die Weltruhm verleihen, weil eben Richmans Wesen allen beliebten Vorstellungen des Valentino-Helden ins Gesicht schlug. Ein häßlicher Mann — unter diesem Kennwort konnte er wohl die Besucherinnen der night clubs verrückt machen, aber nicht zu den Theaterbesuchern des Middle West oder gar der südamerikanischen Provinzen und pazifischen Kinos vordringen, von denen der Welterfolg abhängt.

Die Schallplatten-Kataloge bezeichnen Richman bald als Tenor, bald als Rhythmic Vocalist. In Wahrheit ist er ein starker, heldischer Bariton, der freilich, wie so oft bei diesem Schlag, in der Höhe ein reiner Tenor ist, in der Tiefe wie ein Negerbaß klingt. Kein echter Tenor zu sein, war schon eine Erschwerung für Richman. Seine Eigenart, die ihn von hundert Chanson- und Jazzsängern unverwechselbar abhebt,

ist die tragische und melodramatische Finsternis seines Wesen. Aus seinem Stoff wäre unter anderen Umständen ein echter Tragöde geworden, aber geboren in einer Zeit, die einem Lande, in einer Gesellschaft, die der Tragik des Lebens den unverbrüchlichen Glauben der Prosperity an ein Happy end entgegensetzte, konnte er nur der Sänger des Songs werden, der Ballade, des Vagabundenliedes und Melodramas.

Für diesen Typ des Songs und des Chansons hat Richman einen Stil geschaffen, dem an packender Kraft keiner unter allen mir bekannten Jazzsängern gleichkommt. Alles ist in seinem Vortrag Ernst, fast Schicksal. Richman singt das Lied eines Vagabunden, der reich wird, aber ewig ausgestoßen bleibt, die Tragik des ewig Betrogenen, den Schmerz des Menschen, der lachen will, aber brüllen muß. Es ist ein gefährliches Finsternes in dieser Kunst, und wenn sie auch den Besuchern der Nightclubs nur ein ungefährliches Gruseln beibringt, so ist doch für uns besseres Europa nicht das, was Richman singt, sondern was er selbst im herkömmlichen melodramatischen Schlager nicht verbergen kann, packend. Diese Marschkraft in dem herrlichen „Ro — Ro — rollin' along“ (A 8801), oder diese machtvolle Erzählungskunst in „King for a day“ (A 8107), diese Uebergänge auf allen seinen Platten vom Singen zum Sprechen, das wie Singen klingt, musikalisch auf einer ganz reinen Linie gehalten, diese Fähigkeit vor allem, aus jedem Text eine Szene zu machen, ja das Gesungene in ein großes Theater zu verwandeln, das man beim Hören der Platte ohne weiteres sieht — das hebt Richman hoch über die siegreichen Stars, die der blinde Amerikanismus Europas zu neuen Heroen gemacht hat. Nur der einzige, der als erster aus dem Jazz etwas Heroisches machte, Richman, blieb unbekannt. Auf Brunswick gibt es sieben Platten von ihm, wenn sie nicht mangels Erfolgs schon aus dem Handel zurückgezogen sind. Auch das ist möglich. Und zeigt nur, daß die Schallplatte, die nicht geht, auch nur ein Sarg ist, in dem eine Stimme verschwindet, auf immer, wenn nicht dem Mimen die Mitwelt rechtzeitig Kränze flicht. *Felix Stössinger*

Hochsommerplatten

- „Oklahoma, I'm walking in the sun“ usw. *The Rhythmic-Troubadours with Vocal-Chorus. Columbia D. W. 4088.* — Old-american Melodien, sehr aparte Trotts.
- „A penny for your thoughts“. *Don Azpiazu-Orch. Electrola E. G. 2541.* — Exotische Rumba-Trotts mit Abwandlung bekannter Themen.
- „You will remember Vienna“ a. d. Film: „Viennese Nights“. *Regent-Club-Orch. Brunswick A 8940.* — Wien in Hollywood.
- „Kiss me Goodnight!“ und „I don't suppose“. *Ben Bernie and his Orchestra. Brunswick A 9218.* — Anfeuernder Waltz, elegischer Trott, raffinierte Instrumentierung.
- „Rockin' chair“, *Novelty Quartett: The Mills Brothers, with Guitar. Brunswick A 9241.* — Ueppiges Stimmaufgebot, Sprecher und Gesangsecho im Dreigroschenstil.
- „Fräulein, Sie sind ein Schlager“ aus: „Der Teufelsreiter“. *Rumba-Foxtrott. Ilja Livschakoff-Orch. Grammophon 24556.* — Cocktail-Musik amerikanisch-ungarischer Mischung.
- Saltarello* aus „Italienische Sinfonie“ (*Mendelssohn-Bartholdy*). *London-Symph.-Orch. Dir. Blech. Electrola E. A. 1263.* — Komposition und Wiedergabe: ein Brillantfeuerwerk.
- „Eine Nacht auf dem kahlen Berge“ (*Mussorgskij*). *London-Symph.-Orch. Dir. Coates. Electrola E. J. 699.* — Fabelhafter Opernakt, rhythmische und melodische Fülle.
- Hebriden-Ouvertüre, Fingalshöhle (Mendelssohn-Bartholdy)*. *Berl. Philh. Dir. Blech. Ultraphon E 1090.* — Der farbigen Orchestrierung angemessene Aufnahme mit Bläservirtuosität.
- Flötenuhr Joseph Haydns: u. a. Menuett „Der Wachtelschlag“ usw. Parlophon B 37040.* — Bezaubernde mechanische Musik vor 140 Jahren.
- Flageolett-Walzer (G. Boulanger)*. *Geige: Boulanger m. s. Orchester. Electrola E. G. 2538.* — Virtuose Improvisationen eines Vollblutzeuners.
- „Komm in die Gondel“ aus: „Eine Nacht in Venedig“ (*Johann Strauß*). *Tenor: M. Wittrisch m. Orch. Electrola E. G. 2545.* — Genußreiche Platte mit Stimmschmalz und einschmeichelndem Melos.
- „Eine Sommernacht am Meer.“ *Engl. Waltz. Tenor: H. E. Groh m. Orch. Dir. Dobrindt. Parlophon B 48204.* — Erstaunlich mikrophontrainiertes Organ.
- „Donna è mobile“ und „Questa o quella“ aus: *Rigoletto (Verdi)*. *Tenor: Jan Kiepura (ital. gesungen). Orch. Staatskapelle. Dir. G. Széll. Odeon 4123.* — Eigenwilliger Vortrag beeinträchtigt Prachtmaterial.
- „Heute Nacht oder nie?“ aus: „Das Lied einer Nacht.“ *Tenor: Joseph Schmidt m. Orch. Dir. Dobrindt. Parlophon B 48800.* — Schade, daß dieser geborene Mikrophon-Schönsinger nicht deutlicher ausspricht.
- Steuermannslied* aus: „Der fliegende Holländer“ (*Wagner*). *Tenor: M. Wittrisch. Orch. Staatskapelle. Dir. E. Orthmann m. Chor. Electrola E. G. 2542.* — Ausgezeichnete Leistung, erfreuende Platte.
- Was unsere Soldaten sangen.* *Chor und Blas-Orchester. Dir. Joseph Snaga. Ultraphon-Telefunken E 1108.* — Unverfälscht in Melodie, Text, Tempo und Vortrag: Soldatenlieder-Sammlung von bleibendem Wert.
- „Stundenlang — tagelang.“ *Waltz aus d. Tonfilm: „Der Frechdachs.“ Hans Schindler m. Jazz-Sinfonikern. Refrain: Eric Helgar. Ultraphon-Telefunken A 1113.* — Sensationell als Qualität der Wiedergabe. Thurneiser

Verantwortlich für die Redaktion: Victor Wittner, Berlin-Charlottenburg. — Verantwortlich für die Anzeigen: Herbert Schade, Berlin. — Nachdruck verboten.

Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G. m. b. H., Wien I, Rosenbursenstraße 8. — In der tschechoslowakischen Republik: Wilh. Neumann, Prag. Der „Querschnitt“ erscheint monatlich einmal und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen; ferner durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste. — Redaktion: Berlin SW 68, Kochstraße 22-26.

EMPFEHLENSWERTE HOTELS UND RESTAURANTS IN FRANKREICH



CAFÉ-BRASSERIE

Dîners — Soupers
son Bar Américain
PARIS

Zentrum des
MONTPARNASSE

Le Dôme

Rendez-vous inter-
national des artistes.

Ouvert toute la nuit

RESTAURANT BOSCH

Paris, 135, Avenue Malakoff
(Porte Maillot), am Eingang
des Bois de Boulogne.

Vorzügliche Küche, gepflegte
Weine, mäßige Preise.
Spezialitäten: Poularde,
Côte de Veau et Foie gras.

L. DEFAYE NACHF.

Bei Reisen nach Frankreich kann man verschiedene Fahrpreismäßigungen erlangen, die sich je nach Strecke, Personenanzahl und Wagenklasse richten?

So kann man z. B. während des Sommers die meisten französischen Seebäder mit Fahrkarten erreichen, die um 20 bis 30 % unter dem normalen Fahrpreis liegen. Weiter sind Familienfahrkarten erhältlich, bei denen nur die erste Person den vollen Preis zu zahlen hat, die zweite 25 %, die dritte 50 %, die vierte und jede folgende Person 75 % Ermäßigung genießen. Außerdem gibt es kombinierte Fahrkarten für Eisenbahn und Auto-Fernfahrten mit Preisermäßigungen auf der Eisenbahn.

Daneben besteht für Reisen über 1700 km auf französischen Bahnen die Möglichkeit, Ausweis-karten zu benutzen, die auf der ganzen Strecke zur Lösung von Fahrkarten zum halben Fahrpreis berechtigen. Nebenher gibt es eine Reihe von Sonderermäßigungen für Gesellschaftsfahrten, Schul-, Sport- und Studienfahrten. Da es vom Einzelfalle abhängig ist, welche Art der Fahrpreismäßigung am günstigsten ist, wende man sich unter Angabe der ungefähren Reisedstrecke und gegebenenfalls der Personen-zahl an das „Verkehrsbüro der Französischen Eisenbahnen Nord - Staat - Paris / Orléans“, Köln, Unter Fettenhennen 19, das bereitwilligst Auskunft erteilt.

Das Kühl-Wunder



DKW

Der DKW-Kühlschrank ist schöner, praktischer und sparsamer als man in irgendeinem Inserat zeigen kann. Verlangen Sie kostenlos unseren illustrierten Prospekt! Er bringt Ihnen viel Neues und wird Ihnen Freude machen.

DKW-Kühlanlagen
Scharfenstein 70, Erzgebirge



Hören Sie
gern Alphorn?

Sonst finden Sie auch schnell
was anderes in den übersicht-
lichen Europa - Programmen
der großen Funk-Zeitung

Sieben Tage

Jeden Freitag neu für 20 Pf. Bestellen Sie bei Ihrem Buch- und Zeitschriften-Händler, Ihrem Postamt oder durch den Verlag
Ullstein, Berlin SW 68

Ullstein Druckerei Berlin

DE

XII
End
Im